

www.e-rara.ch

Lesebuch für die 4. Klasse der Primarschule

Kammüller, Paul

Basel, 1925

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 1329

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90169>

III. Heimatkunde.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

III.

«Heimatkunde»



Waisch, Haimet! fehl der, was der well,
de bisch und blybsch e Fund,
e Blick uf di macht uf der Stell
die mieden Auge gsund.

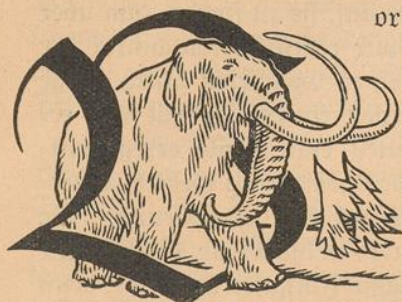
III

Deimartunde



Die ersten Jahre sind
die besten und besten
die besten und besten
die besten und besten

81. Vom Menschen der Urzeit.



or vielen, vielen tausend Jahren gab es in unserm Lande keine Stadt und kein Dorf, überall war ein großer finsterner Wald. Der Rhein floß breit und dunkel zwischen hohen, mächtigen Bäumen dahin. Die Birse war ganz versteckt in der düstern Wildnis, und da, wo sie in den Rhein mündet, war ein großer Sumpf. So war es auch an der Mündung des Birsegs und der Wiese. Der heutige Münsterhügel erhob sich wie eine Insel zwischendrin. Niemand bewohnte diesen verborgenen Ort, der selbst für die Tiere der Wildnis nur schwer zugänglich war. Weit und breit wohnte kein Mensch. Dafür gab es an vielen Flußläufen große Flußpferde; riesige Elefanten und Nashörner und flinke Antilopen kamen in der Dämmerung und bei Nacht zur Tränke.

Weit draußen in den Wäldern lagerte eine kleine Menschenhorde. Die Männer waren außerordentlich kräftig, die Frauen etwas kleiner, aber auch recht kräftig. Es waren mehr Frauen da als Männer, und fast jede hatte ein kleines Kind bei sich. Alle waren am ganzen Körper behaart und ohne Kleidung. Da die Sonnenstrahlen nur spärlich durch die dichte Blätterdecke zu dringen vermochten, wurde es hier unten zwischen den Stämmen nie völlig Tag, und die Leute machten in dem ewigen Zwieliicht einen wilden Eindruck, wie Tiere. Die Männer waren eben daran, in der heißen Asche des erlöschenden Feuerleins Fleischstücke zu rösten. Jeder nahm sich seinen Teil, und um das, was zuletzt übrig blieb, stritten sich noch die Frauen und größern Kinder. Dann verteilte sich die Schar, um einzeln oder in kleinen Gruppen der Nahrung nachzuziehen. Durch das weglose Gewirr von Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen führten nur die schmalen Pfade, die sich die Tiere zurechtgetreten hatten. Und diese Wildpfade konnten nur mit großer Vorsicht benützt werden, wenn man Beeren und Früchte suchen oder auf kleine Tiere Jagd machen wollte.

Gegen Abend sammelten sich die Hordenleute wieder an der Feuerstelle. Eine Frau mit ihrem Kinde fehlte noch. Nach einigem Warten machte sich einer der Männer auf, sie zu suchen, kam aber bald zurück. Er hatte die frische Spur eines Löwen hinter der Menschenspur gefunden, teilte dies seinen Gefährten durch einige rauhe Worte mit und begleitete seinen kurzen Bericht mit erklärenden Gebärden. Sie verhandelten eine Weile erregt miteinander und entschlossen sich dann, das gefährliche Gebiet zu verlassen. Und sofort machten sie sich auf die Wanderung. Die Männer nahmen die Frauen und Kinder in die Mitte, der Stärkste schritt voraus. So stiegen sie ans nächste Flußufer hinunter, denn der Uferrand zwischen Wald und Wasser war der einzig mögliche Weg für längere Streifzüge. Hier lagen ihnen auch jederzeit Waffen und Werkzeuge zur Hand, nämlich Kieselsteine. Man griff sie einfach auf, gerade wenn man sie brauchte, um Nüsse aufzuklopfen oder Knochen zu zerschlagen, und warf sie nach dem Gebrauch gleich wieder weg. Ebenso konnte man leicht jederzeit eine Menge davon auflesen und gegen angreifende Tiere schleudern.

Sobald es ganz finster wurde, war das Weiterwandern zu gefährlich. Die Männer machten in kurzer Zeit Feuer, indem sie zwei Holzstücke gegen einander rieben und die glimmenden Funken mit dürrem Moos auffingen. Die Frauen hatten inzwischen in der Nähe Holz zusammen gesucht, und bald war ein mächtiges Feuer entfacht. Im Schutze seines hell erleuchteten Kreises legten sich alle schlafen, voll heimlicher Furcht vor den Schrecken der Nacht. Es war ein gefährliches, hartes Leben in jener Zeit.

82. Von den Renntierjägern.

1. Viele, viele tausend Jahre waren seither vergangen. Eine große Eiszeit war über das Land gekommen und hatte die Nashörner und Elefanten, die Antilopen und Flußpferde vertrieben. Wald und Fluß, Berg und Thal waren unter Eis und Schnee begraben. Nur das Mammut, ein Elefant mit langen, wolligen Haaren, war noch da; auch die Höhlenbären konnten die Kälte aushalten. Die Eiszeit ging vorüber, aber noch war die Luft rauh

und kalt, wie bei uns zur Winterszeit. Wieder erfüllten dichte Wälder unsere Gegend. Am Rhein und an der Birz, an der Wiese und am Birsig kamen zahlreiche Rentiere zur Tränke und kleine Gruppen von Wildpferden. Auch Büffel und Auerochsen löschten hier ihren Durst, und große Bären machten die vielen Seitentäler der Birz unsicher.

In der Gegend, wo heute Urlesheim liegt und das Schloß Birseck, lagerte vor einer Höhle eine kleine Horde von Menschen. Sie sahen schon viel anders aus, als die Menschen der Urzeit. Vor allem trugen sie Kleider aus Fellen. Eben gingen sie im ersten fahlen Scheine des Tages unter Anführung des Stärksten zum nahen Bach hinunter. Der Anführer spähte vorsichtig nach allen Seiten durch den leichten Nebel, während die wenigen übrigen Männer bedächtig die frischen Spuren der Tiere im weichen Grund untersuchten.

Plötzlich blieb einer seitwärts von den andern vor einem länglichen, leichten Abdruck stehen. „Bär“, sagte er. Sofort traten noch einige herzu, sahen die Spur an und sagten dann ebenfalls: „Bär“. Dabei schlangen sie erregt die dicken Knüppel und kurzen Spieße, die sie in Händen hatten. Alle Buben streckten eifrig die Hälse in den Kreis hinein und wollten die gefährliche Spur auch sehen. Die Frauen drängten sich mit ihren Kleinen zusammen. Die ganze Gesellschaft sog, nach allen Seiten witternd, die Luft ein. Hierauf beruhigten sie sich wieder. Die Frauen traten an den Bach und schöpften sich und den ganz Kleinen mit der hohlen Hand Wasser in den Mund. Dann kamen die größeren Kinder und die Männer an die Reihe. Der Anführer und zwei andere blieben auf Wache und tranken zuletzt, wobei sie sorgfältig die von ungeschickten Kindern getrübbten Stellen vermieden. Die Horde ging unterdessen zur Höhle zurück.

Der Anführer trat auf dem Rückweg nun auch an die Spur heran. Er besah sie ganz genau und beroch sie sodann, während seine Gefährten scharf ausschauten. „Mensch“, sagte er, „und Mensch und Mensch“, und zeigte auf die Spur und dann auf einige flache Steine vor und hinter derselben. Die Männer sahen, daß sie leicht in den Boden gedrückt waren, wie wenn jemand mit Füßen darauf getreten wäre. Sie erkannten sofort, daß die Spur-

weite der Schrittlänge eines Mannes entsprach. Aus der Tiefe des Eindruckes erfasen sie, daß hier mindestens drei Männer vor Tagesgrauen nach Jägerweise genau hinter einander vorüber gezogen waren. Und fremde Jäger in der eigenen Gegend, das hieß nur eines: Feinde.

Die Männer der Höhle hielten unverzüglich Rat über den Fall und kamen überein, daß der Anführer mit einem Begleiter den Fremden nachspüren sollte. Die beiden trafen sofort ihre Vorbereitungen dazu. Sie prüften mit den Fingern die Feuersteinklingen ihrer Spieße auf ihre Schärfe und sahen die Bastschnüre nach, mit welchen diese Klingen im Schaftspalt befestigt waren. In gleicher Weise wurden die Dolche geprüft. Sodann wurden die stärksten und handlichsten Faustkeile für die beiden ausgesucht und in den Felltaschen versorgt. Solche Keile waren die beliebtesten Waffen für den Nahkampf; sonst aber dienten sie vor allem als unentbehrlichstes und wichtigstes Werkzeug für alles. Nach diesen sorgfältigen Vorbereitungen machten sich die zwei auf den Weg.

2. Frauen und Kinder wurden angewiesen, sich entweder in der Höhle zu beschäftigen, wie bei schlechtem Wetter, oder doch beim Sammeln der eßbaren Dinge nicht außer Rufweite zu gehen. Die Männer hockten an ihre Lieblingsplätze unter dem Vordach aus Baumstämmen, und jeder nahm eine Beschäftigung auf.

Der „Dicke“ schlug sich eine Beilklinge zurecht aus einem Steinknollen. Ein großer Stein diente ihm dabei als Amboss, ein anderer war der Schlagstein. Der „Alte“ bearbeitete ebenfalls einen Steinknollen; er verstand es, von seinem Feuerstein durch geschickte Schläge Splitter in der gewünschten Form abzuschlagen. Ein anderer verarbeitete diese Splitter weiter zu Klingen oder Sägen, wobei namentlich das Zurechtschlagen einer scharfen Schneide eine sehr geschickte Hand erforderte. Der „Junge“ versuchte von seinem Knollen mit einem Knochen feine und besonders scharfe Klingen abzdücken. Fünf Frauen schabten Haare und Fleischreste von einem Fell, welches sie dann weickneten und zu Streifen zerschneiden wollten. Der „Springer“ schnitzelte mit seinem Feuersteinmesser an einem Stück Horn herum, aus welchem er sich einen Dolch machen wollte. Der „Große“ saß auf dem Dachfelsen der Höhle, spaltete Dolche aus Knochen und hielt mit Nase

und Ohren Wache. Zwei Frauen saßen neben ihm und nähten Felle mit Knochennadeln. Die größern Kinder endlich trugen scharfzantige Schleudersteine zu Haufen auf beiden Seiten des Eingangs.



Als die Sonne schon hoch stand, traten die ausgesandten Späher aus dem Walde auf den kleinen Platz. Der „Große“ stieß laut den Warn- und Sammelruf aus, der die Frauen zurückrief, und kletterte dann eilig herab. Die beiden berichteten von fünf Männern, die gemeinsam auf kleine Tiere gejagt und sie sofort mit großem Hunger verzehrt hatten. Da wußten alle, daß diese fünf eine ganze Horde hungernder Menschen in diese Gegend führen würden, wenn sie ungehindert den Rückweg nehmen könnten. Und die Hungrigen würden mit den Leuten des Tales kämpfen und sie aus ihrem Jagdgebiet vertreiben. Das durfte nicht geschehen. Die Männer ergriffen die Waffen und verteilten sich in den Hinterhalt auf beide Seiten des Baches. Frauen und Kinder verschwanden im Innern der Höhle. Nur ein weißhaariges Mütterlein blieb auf seinem Steine sitzen und ließ sich

trübselig von den wenigen Sonnenstrahlen bescheinen; dabei murmelte es unverständliche Worte vor sich hin und lächelte von Zeit zu Zeit.

3. So warteten sie bis zum Abendlicht, aber niemand kam. Die fünf Späher waren entwischt und würden nun sicher ihre ganze Horde herbei holen. Darauf hielten die Männer wieder Rat. Sie zogen unter das Bordach zurück, löschten das Feuer aus und erwarteten frierend in der ungewissen Dunkelheit den hungrigen Feind. Als der Mond aufgegangen war, sprangen plötzlich von allen Seiten schreiende Männer auf den Platz und schleuderten große Steine gegen die Höhle. Die Verteidiger (Männer, Frauen und Kinder) antworteten mit einem ganzen Hagel und wildem Gebrüll. Dann stürmten die Männer mit Speizen, Dolchen, Keulen und Steinbeilen auf die Hungrigen und trieben sie in den Wald zurück. Dies wiederholte sich fünfmal bis zum Morgengrauen. Als es Tag wurde über dem Tal, erhoben die Hungrigen ein großes Geschrei zu beiden Seiten des Platzes und jenseits des Baches, um ihre große Zahl zu zeigen. Doch ließ sich während des ganzen Tages kein einziger blicken, denn sie hatten schon drei Männer verloren. Die Verteidiger ihrerseits getrauten sich auch nicht aus der schützenden Höhle.

Da diese Leute es noch nicht verstanden, Gefäße aus Erde zu machen, konnten sie nirgends Wasser aufbewahren. Sie fingen an zu dürsten, und die geringen Vorräte an Nahrung waren bis zum Abend auch aufgezehrt. Der Anführer befahl deshalb, daß alle, welche gehen konnten, mit ihm fliehen sollten. Die Alten müsse man zurücklassen. Die Frauen nahmen ihre Kleinen auf den Arm, die Männer folgten ihnen mit den Waffen. So stiegen sie in der schützenden Dämmerung vorsichtig und ohne Geräusch hinter dem Anführer her über den Dachfelsen und verschwanden auf schwierigen Wege im dunkeln Wald, dem großen Wasserlaufe zu.

83. Vom Ende der frühesten Zeiten.

Und wieder waren einige tausend Jahre vergangen und das Land sah noch fast gleich aus. Es war zwar etwas wärmer geworden, aber wegen der großen Wälder war es immer noch feucht und

darum auch kälter als heute. Das Mammut war längst verschwunden, Rentier und Bär waren selten geworden in unserer Gegend. Dafür gab es nun Hirsche in Menge, und die Jäger litten nicht Not. Eine menschliche Siedelung befand sich in einer Höhle in der Gegend des heutigen Ettingen. Die Leute dort lebten noch ähnlich wie die Menschen zur Rentierzeit. Immerhin waren ihre Steinbeile schärfer und fester, so daß sie damit kleine Bäume fällen konnten. Sie fingen auch schon an, die Schneiden durch Schleifen auf Sandsteinen noch schärfer zu machen; allerdings verstanden sie diese Kunst noch wenig. Um so besser kannten sie die Verarbeitung von Knochen und Horn zu praktischen Werkzeugen und verzierten dieselben mit eingeritzten Zeichnungen.

Es war die Tageszeit, wo die Sonne am höchsten steht. Die Frauen kehrten vom Früchtesammeln im Walde zurück, weil auf diese Zeit die Heimkehr des Jagdzuges festgesetzt war. Die Buben und Mädchen eilten im Walde nach der Seite hin, wo die Jäger herkommen mußten. Sie zwängten sich sorglos auf dem schmalen Jagdpsad durch das Dickicht, denn sie brauchten die wilden Tiere wenig mehr zu scheuen. Bär und Luchs und Wolf hatten den Menschen als einen gefährlichen Feind kennengelernt und mieden die Nähe seiner Siedelungen, außer im strengen Winter. Selbst der riesige Auerochse erlag dem Menschen. Sie fingen ihn in tückischen Fallen mit spitzen Pfählen. Weit drunten am kleinen Wasser stießen die Kinder auf den Zug. Jubelnd tanzten sie am Ufer hin und her und konnten nicht erwarten, bis die Männer herübergewatet waren. Sie wollten die Beute sehen und streicheln. Erwarteten sie doch, daß ihnen ihre Väter lebendes, junges Wild zum Spielen mitbringen würden. Ihre Mütter aber warteten gierig auf Fleisch und hatten unter dem Vordach schon ein großes Feuer gemacht und die besten Messer zum Zerschneiden der Beute bereitgelegt.

Sobald sie den Zug kommen sahen, eilten sie ihm singend entgegen und priesen die glücklichen und tapferen Jäger. Vor der Höhle wurden die getöteten Tiere rasch abgepelzt. Einige Frauen spannten die Felle an Pfählen zum Trocknen und Schaben aus, während die andern das Mahl rüsteten. Als besondere leckere Beigabe galt eine Art ziemlich grobes Mehl. Die Frauen hatten ge-

lernt, Gräser mit großen Samenkörnern auszulesen; die gesammelten Körner zerdrückten sie dann auf flachen Steinen, wobei durch das Reiben immer noch ein wenig Sand als Zutat unter das Mehl geriet. Solches Mehl wurde entweder leicht geröstet oder mit Wasser zu Brei gemischt und auf heiß gemachten Steinen gebacken. Die Männer lagen unterdessen faul um das Feuer herum, und die Buben plagten sie und wollten von der Jagd hören. Bevor noch das Fleisch völlig gebraten war, zerrten und häkelten es die Männer heraus und fielen darüber her. Während sie sich an das Mehl und die Früchte machten, sicherten sich Frauen und Kinder ihren Anteil am Fleisch. Nach der Mahlzeit streckten sich die Großen zur Ruhe ins Gras und faulenzten. Knaben und Mädchen aber spielten mit den mitgebrachten Hirschfälbchen und freuten sich an den ungeschickten Sprüngen dieser Tiere.

84. Vom Anfang unserer Zeit.

1. Und abermals waren tausend und mehr Jahre verstrichen, und das Land sah immer noch gleich aus. Da, wo sich der Birfig einen Ausgang durch die steilen Ufer des Rheines gegraben hat, war von den Menschen ein kleines Dorf angelegt worden. Einzelne wenige Hütten standen am Ufer, wo heute das Hotel Drei Könige ist. Dieser Platz war sehr günstig für das Anlegen von einfachen Schiffen und Flößen. Das war wichtig für diese Ansiedler, denn sie waren friedliche Fischer und Bauern. Die Männer gingen nur noch gelegentlich zu ihrem Vergnügen auf die Jagd. Sie lebten von Viehzucht und Fischfang.

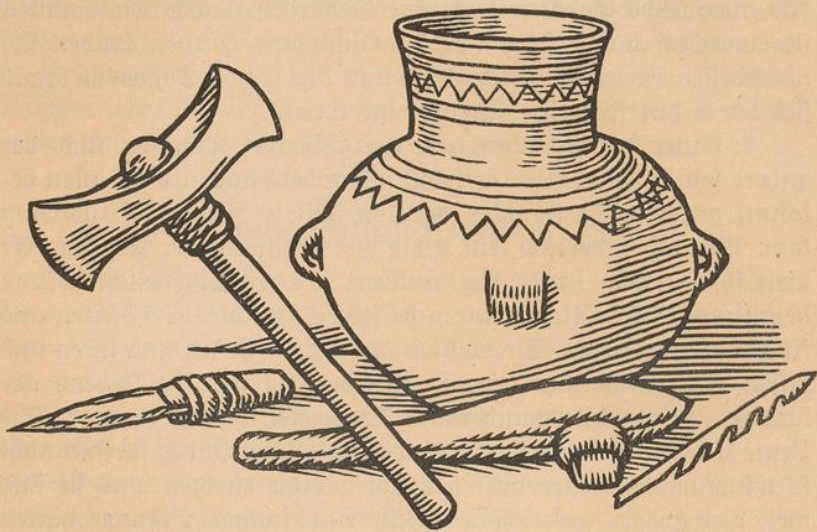
An einem heißen Sommertag lagen die Frauen und jungen Männer der Ansiedlung faul im Schatten der Bäume. Die meisten rüstigen Männer waren zur Jagd auf den Hirsch gezogen, weit hinunter in der Richtung des laufenden Wassers. Die Kinder badeten im Hinterwasser und spielten auf den Flößen und Einbäumen, die auf den Sand gezogen waren; oder sie versuchten ihre Kräfte an den Sezankern, welche aus schweren, zusammengebundenen Steinen bestanden. Da sahen sie einen großen Einbaum herantreiben. Darin saßen zwei Menschen; noch einer saß auf einem Floße, das hinterher kam. Der Kleidung nach mußten

es Fremde sein. Und als sie direkt auf das Hinterwasser zuhielten, schlug die Neugierde der Kinder in Furcht um. Alle rannten schreiend ins Dorf und verschwanden hinter den schützenden Palisaden. Alles geriet in Aufregung, und die jungen Männer stürmten bewaffnet zum Uferpfad. Da traten ihnen die Fremden schon entgegen. Einer hielt einen grünen Zweig in der Hand; die beiden andern trugen dicke, volle Felltaschen. Von Waffen war nichts zu sehen. Auf die Fragen der Einwohner antwortete der Fremde freundlich, aber in einer Sprache, die ein wenig anders klang. Als aber beide Parteien noch mit Gebärden nachhalsen, konnten sie einander gut verstehen. Die geflüchteten Frauen fanden sich unterdessen ebenfalls wieder ein, und der ganze Schwarm begab sich durch den schmalen Zugang ins Dorf.

2. Einer der Fremden war ein reisender Händler und der andere sein Diener. Aber er selbst sah anders aus, als der allen bekannte gewöhnliche Händler, der von Zeit zu Zeit mit Haustieren kam. Vor allem erregte sein Kleid die Neugierde der Frauen. Er hielt ihnen einen Zipfel hin, welchen sie vorsichtig besüßelten und betasteten. Schließlich verloren sie jede Scheu vor dem Neuen und fingen an zu zerren. Sie wollten das Ganze haben und sehen und rissen nun so an ihm herum, daß der Händler sie lachend abwehrte. Er erzählte wunderbare Dinge von seinem Lande: „Die Leute haben dort auch solche Einbäume wie ihr, aber sie sind nicht so mühsam mit Feuerhilfe gemacht wie die eurigen, und sie sind viel, viel größer und schöner. Alle eure jungen Männer hätten darauf Platz und noch viel mehr. Sie tragen dort nur wenig Kleider aus Tierhaut, denn sie machen sich solche aus Tierhaaren und aus Pflanzenfasern, wie ich es trage.“

Nachdem er sein Land genug gerühmt hatte, ließ er sich die Ansiedlung zeigen. Er besah sich die starken, aus Bast geflochtenen Netze, die zum Trocknen hingen. Die Frauen zeigten ihm ihre einfachen Webstühle und die kleinen Stücklein groben Stoffes, die sie darauf herstellen konnten. Er sah ihnen zu, wie sie von Hand Töpfe formten aus Lehm und sie mit Steinen und Knochen glätteten. Er ließ sich ihre Flechtarbeiten zeigen und von den Männern ihre Waffen. Er bewunderte ihre Geschicklichkeit im Umgang mit Pfeil und Bogen; für alles hatte er Interesse.

Zuletzt hieß er seine Leute die Felltaschen öffnen und nahm gleichartige Gebrauchs- und Schmuckgegenstände heraus, wie die Einwohner sie hatten. Da lagen Lanzenspitzen, Messer, Dolche und Sägen aus Stein, zweiseitig geschliffen, Pfeilspitzen aus Stein und Knochen mit Widerhaken, Nadeln aus Knochen und Keulen aus Holz. Da lagen kleine Töpfe, schön gezeichnet und glänzend und glatt wie Kiesel. Aber alle diese Sachen waren viel schöner und besser gearbeitet. Darauf zog er Tuchstücke hervor mit schönen, farbigen Mustern.



3. Die Dorfleute besahen alles aufgeregt und mit begehrlichen Augen und betasteten alles mit gierigen, zitternden Händen. Plötzlich trat eine alte Frau auf den Fremden zu und fragte ihn: „Warum bist du aus deinem schönen Lande zu uns gekommen? Du bringst kein Vieh mit. Du sagst, daß du dort besser lebst, als wir hier. Du mußt wohl ein böser Ausgestoßener sein.“ Der Fremde trat einen Schritt zurück und schüttelte ruhig den Kopf.

„Ich wandere von Dorf zu Dorf durch viele Länder. Ich sah Dörfer, die über dem Wasser gebaut sind, wie euer Schiffshaus. Ich sah Dörfer auf hohen Bergen. überall schenke ich den Leuten von meinen schönen Dingen. Sehet hier!“ Damit zog er aus den

Falten seines Kleides eine Schnur voll glänzender Dinge. Wenn man gewisse Steine in starkes Feuer legt, fließt derartiges heraus. Es leuchtet wie die Sonne am Himmel und ist mächtig gegen böse Geister wie sie. Die Steine aber muß man aus den Bergen heraus graben.“ Da wichen sie alle scheu zurück; bald aber siegte die Neugier und sie nahmen die zierlichen Dinge sogar in die Hand. Sie trugen selbst ähnlichen Schmuck aus Holz, Knochen und Ton an Armen und Beinen in Form von Ringen und Spangen und allerlei Zierat. Diejenigen des Fremden waren aber viel feiner und schöner gearbeitet. Er erklärte, wie man das neue Material, die Bronze, flüssig machen und wie man es dann in jede beliebige Form gießen könne. Darob verwunderten sich alle sehr und schüttelten ungläubig den Kopf. Sie dachten an die große Arbeit, die ihnen nur das Ausgraben ihrer Wohngruben machte, und konnten sich nicht gut denken, wie man gar eine lange Höhle in die harten Bergwände graben könne, um solche Wundersteine zu suchen. Daß man aber dann Steine auch noch flüssig machen könne, kam ihnen ganz unglaublich vor. Zuletzt zeigte der Fremde ihnen noch Armspangen aus blauem und rotem Glas. Dann hieß er seine Leute alles einpacken.

„Ich schenke den Leuten solche Dinge,“ sagte er so nebenbei, „und lasse mir Felle dafür schenken.“ Die Dorfleute sahen Stück für Stück verschwinden, und ihre Begehrlichkeit danach wuchs. „Bringt mir Felle,“ sagte der Händler, „und ich will euch geben, was euch gefällt.“ Da konnten sie nicht länger widerstehen. Sie eilten in ihre Hütten und brachten herbei, was sie hatten, um es gegen die schönen Dinge zu tauschen. Sie feilschten und markteten bis zum Abend. Der Händler suchte sich unter den angebotenen Fellen die besten mit kundigem Blick zuerst aus und gab für die andern nur wenig. Die Dorfleute hatten ihrerseits die schönsten und seltensten Stücke noch nicht gezeigt. Er merkte das wohl. Darum brachte er jetzt Waffenstücke aus Bronze hervor, Klingen für Messer und Dolche, namentlich aber mehrere Beile. Sie waren von ähnlicher Form wie die Steinbeile, aber sie mußten viel besser und stärker sein als die steinernen Ätze und Hämmer. Nun kamen erst die seltensten Felle hervor, und der Haupthandel begann. Das dauerte bis zur Dunkelheit.

4. Dann packte der Händler zusammen und stieg mit seinen schwer beladenen Begleitern zum Ufer hinunter, denn er wollte trotz der Einladung der Dorfleute nicht innerhalb der Palisaden übernachten. Die Dorfleute blieben um ein großes Feuer versammelt bis spät in die Nacht. Sie bewunderten ihre Schätze im Scheine der Flamme, zeigten sie eifrig einander und dünkten sich glücklich. Als sie dann unter das niedrige Strohdach ihrer Wohngruben traten, wurde ihnen eigentümlich zumute. Ihre vertrauten, lieben Siebensachen fehlten ihnen. Fort waren die schönsten Stücke ihrer Hirsch- oder Kuhhornkämme, die sie zum Flachshecheln brauchten. Fort waren viele eigenartige Schmuckstücke und Töpfe, denn der Händler hatte auch solche Dinge in Tausch genommen. Ihre Hütten kamen ihnen leer und ausgeräumt und ungemütlich vor. Sie begannen zu bereuen. Bald sahen sie auch, daß sie mit vielem nicht umzugehen wußten, obwohl sie doch zuerst die Erklärungen des Fremden dazu verstanden hatten. Sie redeten sich in Born, und plötzlich stürmten die Jünglinge schreiend ans Ufer mit geschwungenen Waffen.

Der Händler hatte das augenscheinlich erwartet, denn er hatte mit seinen Leuten schon den größten Teil der Beute auf seinen Einbaum und sein Floß verladen. Außerdem hatte er auch noch eines der Dorffloße zu Wasser gelassen, und die beiden Diener brachten eben den Rest in Sicherheit. Die Anstürmenden sahen ihn ruhig am Ufer warten. Plötzlich zog er ein blankes Beil aus den Falten seines Kleides, und mit einem wuchtigen Schläge schmetterte er eine starke Keule beiseite und verwundete erst noch den Angreifer. Erschrocken entwichen die andern ins Dunkel; der Händler sprang eilends in seinen Einbaum, und alle drei Fahrzeuge verschwanden wie ein böser Spuk in der Nacht.

5. Am folgenden Morgen kamen die Männer des Dorfes mit reicher Beute heim von der Jagd. Sobald der Dorfhauptling von dem Fremden und seinem Tun erfuhr, rief er zum Sammeln. Alle Einwohner kamen sogleich auf den Platz. Die Männer setzten sich in einem Halbkreis dem Hauptling gegenüber, die Frauen blieben hinter ihnen in einiger Entfernung stehen. Der Hauptling ließ sich den ganzen Hergang genau erzählen. Er beschaute die eingetauschten Sachen und fragte bei jedem einzelnen Stück, was und

wieviel der Händler dafür erhalten habe. Vor allem die Stücke aus Bronze prüfte er lange und besah sich schließlich aufmerksam die Wunde, welche die metallene Waffe geschlagen hatte. Sie war sehr tief mit glatten Rändern. Dann wandte er sich an seine Leute: „Die jungen Männer hätten den Fremden fangen oder töten sollen. Unsere weisen Männer haben uns oft erzählt aus den alten Zeiten, aber ihr habt nicht daran gedacht. Dieser Fremde und alle aus seinem Lande sind mächtig. Wenn er mit vielen Leuten zurück käme, müßten wir unser Dorf verlassen und weit durch die Wälder wandern. Was meinen unsere weisen Männer dazu?“ Der Rat der Männer wurde nach einigem Überlegen einig, daß wohl keine so große Gefahr sei. Da der Fremde ja in einem schönern Lande wohne, würden seine Leute es nicht verlassen wollen. Damit war diese Sache erledigt, und der Häuptling ging an die Verteilung der Jagdbeute. Nach beendigter Versammlung nahmen alle ihre gewohnte Beschäftigung wieder auf. Die Frauen griffen zu Grabstock und Hacke, luden sich ihre kleinen Kinder auf und begaben sich auf ihre Ackerlein vor den Palisaden. Die Männer molken ihre Kühe und Ziegen und trieben dann alles Vieh zum Weiden in den Wald, oder sie gingen zu ihren Netzen und Schiffen.

Spät am Tage waren alle wieder hinter den Palisaden. Der Eingang war sorgfältig mit einem Astverbau und mit Stämmen verrammelt. Die Männer machten den gewöhnlichen Rundgang um den Wall und prüften, ob alle Palisaden in Ordnung seien und ob der Graben davor nirgends eingestürzt sei.

Dann setzten sie sich noch ein wenig auf den Dorfplatz zum Plaudern, oder sie sahen zufrieden zu, wie der Rauch der Herdstellen durch die Dachlöcher ins klare Abendlicht stieg. Sie erzählten den größern Buben von der Jagd, während die Frauen und Mädchen vor den Hütten lachend und singend die steinernen Sandmühlen in Betrieb setzten.

85. Die Pfahlbauer.

In manchen Gegenden des Schweizerlandes wohnten die Menschen zu jener Zeit in Pfahlbauten, die sie an den Ufern der Seen erstellten.

Bis so ein Pfahldörflein da stand, vergingen wohl Jahre. Waren die Pfähle eingerammt, so wurden die Baumstämme darübergelegt und miteinander verbunden. Auf diesem festen Boden aus Baumstämmen erstanden die einzelnen Hütten aus Holz und Lehm mit Giebeldächern aus Schilf oder Stroh. Den Eingang verschloß ein in Zapfen drehbares Holzbrett, die Fensteröffnungen ein Laden mit Kiegel. Moos und Felle waren die Lagerstatt, eine Steinplatte der Herd. Die Verbindung mit dem Ufer stellte der auf Pfählen ruhende Steg her, der des Nachts leicht unterbrochen werden konnte. Ins Wasser führten hölzerne Leitern, an denen die Einbäume festgebunden waren. Auf solchen hölzernen Inseln fühlten sich die Bewohner vor den wilden Tieren sicher. Die Abfälle aus der Küche warfen sie ins Wasser.

Überaus einfach war das Leben in diesen Wasserdörfern. Am heiterhellen Tag ist es fast so still wie in der Nacht. Die Männer faulpelzen in der Sonne oder jagen im Walde. Nur die Pfahlbäuerin und ihre Töchter sind emsig an der Arbeit. Sie flechten Netze, spinnen den Flachs und formen Töpfe, Teller, Schüsseln, ja sogar Krüge, die sie mit Buckeln, Eindrückern und mannigfachen Strichverzierungen schmücken. Sie sind aber auch eitel, zieren den Haarschopf mit Kämmen aus Holz und Horn, behängen nicht nur Ohren und Hals, sondern auch die Arme und Beine mit Pechkohlenperlen und fein geschliffenen, durchbohrten Steinchen und klatschen vor Lust in die Hände, wenn das Spiegelbild im Wasser ihnen gefällt.

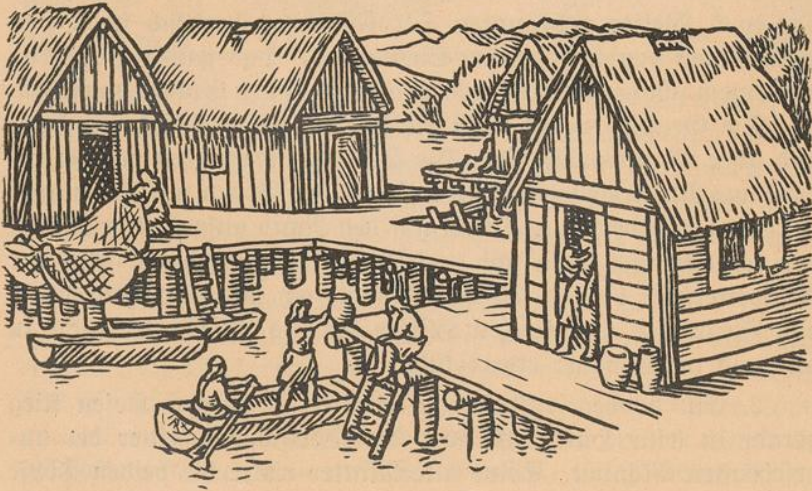
Am waldblosen Ufersaum sieht man wiederum Frauen und Mädchen, welche die Herden besorgen, den Boden umgraben mit Rärsten aus Holz und Hirschgeweihzinken, mit Hauen und Schaufeln aus Schieferplatten und Hirschhornstangen, später aus Bronze. Sie säen Weizen, Gerste, Hirse und Flachs. Zur Erntezeit schneiden sie das Korn mit der Bronzesichel, dreschen es mit langen Ruten und reinigen die Körner vom Unkrautsamen. Den Flachs spinnen sie zu feinen Fäden.

Keht der Vater mit den Söhnen abends vom Fischfang oder von der Jagd zurück, so haben flinke Hände die Körner in flachen Steinmühlen zerquetscht, den Teig angemacht, ihn mit Gartemoohn- und Leinsamen gewürzt und auf heißen Steinen das Brot

gebäckt, an Hentelschnüren den Topf übers Feuer gesetzt und Hirsebrei gekocht.

Der Vater und die Söhne lassen sich wie große Herren bedienen. Mutter und Töchter versorgen die Jagdbeute, lösen den Männern die bronzenen Stechnadeln und heben den Fellüberwurf von den Schultern. Sie zeigen freudig die Riemen, die sie aus Birkenrinde genäht, Schuhe, die sie gemacht, Tücher, an denen sie gewoben, Kappen und Decken, die sie fertig geflochten haben. Doch der Vater ist müde und wirft sich aufs Lager. Und die Söhne haben für die Hausarbeiten kein Interesse, weder für die Taschen, die ihnen auf die Kleider genäht wurden, noch für die kunstvoll gestickten Muster auf der Leinwand.

Die Bronzewaffe gab den Pfahlbauern bald das Übergewicht über die wilden Tiere, die sich teilweise verzogen und stark vermindert hatten. Die Familien verließen deshalb ihre Wohnsitze auf dem Wasser, bezogen feste Plätze auf dem Lande und schützten ihre Ansiedelungen mit Palisaden, Wall und Graben. Die male-
rischen Pfahldörfer zerfielen oder brannten nieder. In der Aschenschlacke erhielten sich die Sämereien und Gewebe und so manches andere, das uns vom Leben dieser Seebewohner viel erzählen kann.



86. Aus der Raurikerzeit.

1. Wieder waren viele hundert Jahre vorbeigegangen. Die Ansiedlung an der Birfigmündung war verschwunden. Die Leute hatten sich Orte gesucht, wo das Wasser besser abziehen konnte aus ihren Wohngruben. Eine solche Stelle hatten sie in der Nähe gefunden, in dem großen Kiesfeld, wo heute die Gasfabrik steht. Die Menschen wohnten noch immer in Gruben, aber sonst hatte sich vieles geändert. Durch den Handel hatte ein neues, wichtiges Metall Eingang gefunden in unsere Gegend: das Eisen. Die glänzende Bronze fand nun meist nur noch für Schmucksachen und schönes Geschirr Verwendung, während das Eisen vor allem zur Herstellung von Waffen diente. Auch hatten die Menschen in unserm Lande gelernt, selber die Steine auszugraben, aus welchen man in besondern Öfen Metalle schmelzen konnte. Solche Steine wurden zum Teil aus dem Jura gebracht. Die Handelszüge waren längst eine regelmäßige Einrichtung geworden, und es dünkte diese Leute, sie seien nun so weit gekommen, als Menschen überhaupt je kommen könnten. Und ihre Kinder hörten die Geschichten aus früherer Zeit, wie unsere Kinder Märchen hören aus längst vergangenen Tagen.

Hell schimmerten im Sonnenglanz die Kiesfelder am Rheine. Die vom Wetter gebräunten Strohdächer hoben sich schon von weitem von den blendenden Steinen ab. Das ganze Dorf war von einem schützenden Palisadenwall und einem Graben umzogen.

Die Gruben waren meist rund, zwei bis drei Schritte breit und über Mannsgröße tief. Die Seitenwände waren mit Flechtwerk aus Ruten ausgeschlagen und wie der Boden mit Lehm ausgestrichen und verputzt. Direkt auf den Rand aufgesetzt erhob sich das kegelförmige Dach mit verschließbarem Rauchloch. Auf der Gutwetterseite befand sich das Einsteigloch mit einer Klapptüre aus Flechtwerk. In solchen Hütten war es im Winter nicht zu kalt und im Sommer etwas kühl.

2. Ein großer, rothaariger Gallier in langen Hosen stieg gerade in seine Hütte. Es war der Dorffschmied, einer der angesehensten Männer. Seine alte Mutter rückte die beiden Töpfe auf dem Herde zurecht und schob wieder die stützenden Steine dar-

unter. Seine Frau drehte eifrig den Braten am eisernen Spieße.

In der Nebengrube, die als Schuppen diente, drehte ein Knecht den schweren, flach liegenden Mahlstein über einem zweiten, feststehenden. Ein zweiter Knecht schleppte einen großen Krug mit



Süßwein herbei. Die Tochter machte sich an den zahlreichen, verschiedenartigen Töpfen zu schaffen und suchte das Geschirr heraus, in welchem das Essen angerichtet werden sollte. Da standen glänzende schwarze und rote Gefäße neben einfachern Schalen und Krügen. Fast jedes Stück war mehr oder weniger verziert. Zuletzt füllte sie eine schönfarbige Schale mit Früchten, wie sie die halb-wilden Obstbäume auf den Dorfäckern lieferten.

Nach der Mahlzeit begaben sich die Frauen vor die Hütte, um dort die Vorbereitungen zum Buttern und Käsen zu treffen. Der Schmied sah noch ein Weilchen dem fleißigen Nachbar Töpfer zu, wie er mit den Füßen die Töpferscheibe drehte. Unter den geschickten Händen und einfachen Knochen- und Hornwerkzeugen dieses Künstlers verwandelten sich die unförmlichen Tonklumpen

rasch zu Häfen und allerhand Geschirr. Mit schmalen Rämmen brachte er Strichornamente darauf an. Der Schmied fühlte sich so ein bißchen verwandt mit dem Töpfer, denn auch er verwandelte unförmliches Rohmaterial durch seine Kunst in schöne und brauchbare Dinge; nur daß er das Feuer brauchte, um sein Material weich zu machen und zu verarbeiten, während sein Nachbar damit die noch weiche, geformte Ware hart brannte.

Nach kurzem Gespräch ging der Schmied auch an seine Arbeit. Er machte Sägen, Bohrer und Meißel. Da lagen schon fertige Nägel und Haken und Ketten. Er wies seine Gesellen an, diese kleinern Arbeiten rasch zu erledigen, und legte unterdessen das Material zurecht für die Herstellung von Schwertern und andern Waffenstücken. Davon sollte er im Auftrag der Dorfschaft einen möglichst großen Vorrat machen, denn es war in der letzten Ratsversammlung ein äußerst wichtiger Beschluß gefaßt worden: der ganze Stamm der Mauriker wollte zusammen mit den benachbarten Stämmen, den Helvetiern, einen großen Kriegszug unternehmen. Sie wollten die Landstriche erobern, wo der Wein wuchs, den die Händler auf Ochsenkarren hierher brachten.

Es gab also zu dieser Zeit schon regelrechte Handwerker, die nur ihr gelerntes Handwerk verrichteten, während andere bloß Fischer oder Jäger waren. Da aber natürlich jeder von allem brauchte, mußte er den ihm fehlenden Teil von den andern einhandeln. Das geschah meist durch Tausch. Aber schon war auch Geld als bequemeres Zahlungsmittel im Gebrauch.

87. Die Helvetier.

Ein unendlich langer Zug von holperigen Ochsen gespannen schlängelte sich im Frühjahr 58 vor Chr. durch weglose, unwirtliche Gebiete dem blauen Lemanssee entgegen. Die Männer zu Fuß, von Hunden begleitet, die Frauen und Kinder auf die Wagen verpackt. Die Helvetier, ein mächtiges gallisches Volk, das die Hochebene zwischen dem Boden- und dem Genfersee innehatte, waren im Begriff, die heimischen Gründe zu verlassen und in Südfrankreich sich eine neue Heimat zu suchen. Jahrelang war die Auswanderung beraten und vorbereitet worden. Der ewigen

Kämpfe mit den Germanen über dem Rhein, die ihren Frieden störten, war das heitere und dabei offenherzige Volk überdrüssig. Die alten Männer, die auf einem frühern Kriegszuge den gallischen Süden gesehen, sprachen noch mit Bewunderung von dem blauen Himmel und der wunderbaren Fruchtbarkeit jenes Landes, wo sie unter dem jungen, tapfern Diviko die Römer besiegt und durch ein Joch von Speißen gejagt hatten.

Der reichste Edle, namens Orgetorig, dem etwa zehntausend Knechte und Zinsbauern gehorchten, riet den Auszug an, bis es ruckbar ward, daß er nach der Königswürde strebte. Weil die Helvetier keinen Herrscher über sich duldeten, sollte er seine Überhebung mit dem Tode büßen. Um der gesetzlichen Strafe zu entgehen, gab er sich selbst den Tod.

Raum waren die Stämme marschbereit und die Lebensmittel verladen, so hatten sie ihre Dörfer und Städte niedergebrannt, damit es niemand gelüste umzukehren, und hatten die unsäglich lange und mühselige Reise angetreten.

Als die Spitze der helvetischen Mannschaft bei Genf die Rhone überschreiten wollte, trat ihnen der neue römische Statthalter Julius Cäsar entgegen und gebot ihnen Halt. Cäsar war ein schlauer, ehrgeiziger Soldatenführer, der eben im Begriffe war, ganz Gallien dem aufstrebenden Römerreich dienstbar zu machen. Den Römern, nicht den Helvetiern, sollte der gallische Süden zuteil werden. Mit langen Unterhandlungen hielt er die Führer hin, verschanzte indessen das südliche Rhoneufer und verbot ihnen schließlich den Übergang.

Als die Helvetier sich nach Norden wandten und den langwierigen Weg über die Jurapässe einschlugen, um in einer andern Richtung das Ziel ihrer Reise zu erreichen, raffte Cäsar in Italien neue Truppen zusammen und spornte sie zu Gewaltmärschen an, um den Helvetiern auch dort den Weg zu verlegen.

Die Auswanderer rückten nur langsam vorwärts. Sie mußten den Zugochsen und den Viehherden zum Weiden Zeit lassen. Und wo es fortwährend bergauf und -ab geht, treten bei einer Kolonne, die über zwanzig Stunden in der Länge mißt, gar vielerlei Stockungen und Verkehrshindernisse ein. Straßen gab's keine. Der Übergang über die Saone nahm allein drei Wochen

in Anspruch. Der Stamm der Tiguriner blieb zur Sicherung als Nachhut diesseits des Flusses zurück. Cäsar stürzte sich auf sie, rief sie auf, setzte seine kriegsgewohnten Soldaten in einem Tag ans andere Ufer und blieb den Helvetiern dicht auf den Fersen.

Bei Bibracte, im heutigen Frankreich, kam es zur Schlacht. Die tapferen Helvetier wurden trotz äußerster Anstrengung von den Römern besiegt und gefangengenommen.

Der Rest des helvetischen Auszuges, der mit den Frauen und Kindern noch rund 100,000 Köpfe betrug, trat einen geordneten Rückzug an und kehrte in die verlassene Heimat zurück. Es war ein hartes Los, dem sich das gebeugte Volk ergeben mußte. Von nun an sollten die Unterworfenen das Römerreich im Norden gegen die Einfälle der Germanen schützen.

88. Augusta Rauracorum.

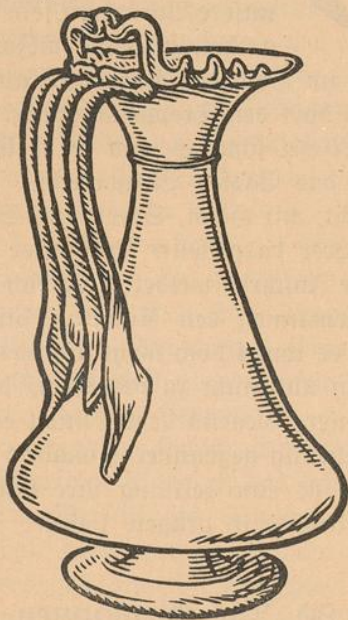
Längs dem Rhein entstand eine Militärstraße von neun Metern Breite. Zum Schutze dieser Straße wurden Festungen und Wachttürme errichtet. Näherte sich ein feindlicher Stamm, so zündete der römische Wachtposten ein Feuer an. Das war das Zeichen für die andern Posten. Bei Tage sahen sie den Rauch, bei Nacht die Flammen. So leuchteten nach und nach die Alarmfeuer von einem Wachturm zum andern himmelan bis zu den Hauptlagern der römischen Soldaten. Diese zogen, sobald sie die Gefahr erkannten, mit Macht aus und eilten an den Rhein, um die deutschen Völker von dem Fluß abzuhalten.

Unter den dreißig festen Plätzen am Rhein wurde Augusta Rauracorum bald zu einer ansehnlichen Stadt. Vielleicht hatte sie den Namen Augusta Rauracorum zu Ehren des Kaisers Augustus erhalten. Auf der höchsten Erhebung, die heute noch das Kästeli heißt, stand das Kastell, auf einer andern Anhöhe der große Tempel mit marmornen Säulenhallen und golden erglänzendem Dache. Gegenüber stand das Theater, das 10,000 Menschen faßte.

Ausgediente Soldaten, sogenannte Veteranen, ließen sich hier dauernd nieder und bebauten den Acker. Die Obstbäume ihrer südlichen Heimat suchten sie dem rauhen Klima anzupassen und

zogen Apfel und Birnen, Kirschen und Pfirsiche. An sonnigen Hügeln pflanzten sie den Weinstock.

Die höhern Beamten bauten sich Landhäuser mit Heiz- und Badeeinrichtungen, die in solcher Vollkommenheit nie mehr erstellt wurden. Wer keinen eigenen Baderaum besaß, besuchte die öffentlichen Bäder, an denen kein Mangel war. Heizröhren durchzogen die hohlen Böden und Wände der Häuser und spendeten eine gleichmäßige, angenehme Zimmerwärme. Die Gemächer der Villen waren bis zur Brusthöhe mit schimmernden Marmortafeln verkleidet, der Fußboden bestand häufig aus farbigen Steinwürfeln, die in ihrer Zusammensetzung schöne Zeichnungen mit Blumen und Tieren darstellten. Diese farbigen Mosaikböden und die Malereien an den Wänden gaben den Wohnräumen Prunk und vornehmen Glanz.



Noch viele andere Städte lagen im ganzen Lande verstreut. Am schönsten und wichtigsten war Aventicum am Murtensee. über die Alpen her zogen sich manche Straßen bis an die Aare und den Rhein. Steinerne Brücken führten über die Flüsse. Mehr

als zweihundert Jahre beherrschten die Römer das Land Helvetien, bis eines Tages die Alemannen über den Rhein hereinbrachen, alles vor sich niederwarfen, die Städte zerstörten und das Land in Besitz nahmen.

89. Munatius Plancus.



Der Gründer der schönen Stadt Augusta war der römische Feldherr Lucius Munatius Plancus. Auf marmorner Tafel erzählt die noch erhaltene Grabinschrift in Italien von den Werken des Mannes, der als Erster römische Kultur in unsere Umgegend brachte. Daher haben auch schon unsere Vorfahren sein Andenken in Basel geehrt, indem sie im Jahre 1580 ein Standbild des Munatius im Hofe des Rathhauses aufstellen ließen. Es schmückt heute noch dort den Treppenaufgang. Der Straßburger Bildhauer Hans Michel schuf es zum Dank für seine unentgeltliche Aufnahme in das Basler Bürgerrecht.

In Kriegstracht, mit Helm, Speer und Schwert bewehrt, ist der römische Anführer dargestellt. Die unter dem Bildwerk angebrachte lateinische Inschrift meldet: Obgleich die Basler als Abkömmlinge der Alemannen den Munatius für einen Feind ansehen sollten, stehe es ihnen doch wohl an, das Verdienst auch an dem Feind zu ehren und nicht zu vergessen, daß der Römer es gewesen sei, der unsere Gegend dem Dunkel entriß.

In ihrer Verehrung gegenüber Munatius gingen die Basler sogar so weit, daß sie eine zeitlang ihre städtischen Taler und Gulden mit der Umschrift prägen ließen: Dem L. Munatius Plancus.

90. Die Alemannen.

Als die Alemannen in der Schweiz sich niederließen, waren weite Gegenden, die früher in der Blüte standen, verödet, von ihren Bewohnern verlassen und zur Wildnis geworden. Die germanischen Stämme setzten sich nicht in den Tiefen der Flußtäler

fest, die bis ins Mittelalter hinein unbewohnt blieben, sondern an den Hängen, wo frisches Quellwasser, trockener Grund, Hochwald und gute Ackererde zur Besiedelung einluden. Die Städte waren ihnen verhaßt. Der Alemanne wollte auf seinem Siedelplatz eigener Herr sein und Ellbogenfreiheit haben. Sein Hof war ihm Erde und Himmel, ein und alles. Das Hüttendach bestand aus Stroh, Schilf oder Rasenstücken, bei den Häusern der Vornehmen aus Schindeln, der Fußboden war festgestampfter Lehm, der geglättet und später wohl auch mit Brettern gediebt wurde.

Sinter dem hohen Zaun, der die Hofstatt umschließt, liegt das Haus breit und behäbig, mit tief niederhängendem Dache. Den obern Türpfeiler ziert der Schädel eines Stierkopfes. Treten wir ein. Über dem offenen Fenster hängt der Kochkessel, in dem das Habermus brodelt. Am Herd ist des gestrengen Hausherrn Sitz mit geschnitzter Rückwand und Seitenlehne. Auf dem Sitzbrett liegt ein Kissen. Der Tisch ist schmal, mehr nur ein Brett mit einer schüsselförmigen Vertiefung, aus der die Speisen mit den Händen gegessen werden. Buben und Mädchen sind in ein wollenes oder leinenes Hemd gekleidet, das ein Gürtel festschnürt. Darüber tragen sie einen mantelartigen Ueberwurf, der statt der Knöpfe mit metallenen Gewandnadeln besteckt ist. Die Mutter hat am Gürtel eine lederne Tasche, wo sie ihre Schätze, Nadel und Faden, Kamm und Messer verwahrt. An den Ohren trägt sie Ringe oder Gehänge verschiedener Art. Den Hals schmückt eine Schnur von gewürfelten Glasstückchen. Am vierten Finger der linken Hand trägt sie den Ehering, da man glaubte, eine besondere Ader verbinde diesen Finger mit dem Herzen.

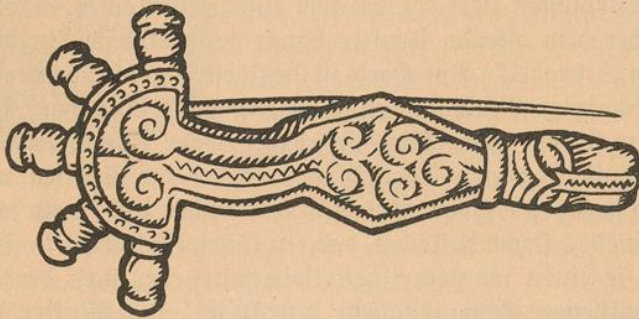
An der Wand hängt der Schild und der Stolz des Mannes, das schwere, zweischneidige Schwert, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Der Verlust des Schildes galt als die größte Schande, und deshalb nahm der Besitzer ihn mit ins Grab.

Mit Schleuderbogen und Pfeilen ziehen die Buben auf die Jagd. Im Winter schnitzen sie Waffen und Feldgeräte, die Mädchen zupfen Hanf und Flachs von der Spindel, und die Mägde arbeiten am Webstuhl.

In den Gegenden, wo die Alemannen in offenen Weibern und Dörfern sich näher zusammen ließen, wurde der Ackerboden, der

allen gemeinsam war, in Fluren oder Zelgen abgeteilt. Alle Dorfbewohner bestellten ihren Anteil mit derselben Frucht. Zu gleicher Zeit geschah die Ausfaat, zu gleicher Zeit auch die Ernte, und die Bebauung dieser Zelgen wechselte jedes Jahr derart, daß einmal Winterfrucht, dann nur Sommerfrucht gesät wurde und im dritten Jahr der Boden brach lag. Dieses Verfahren nennt man Dreifelderwirtschaft, die den Vorteil hat, daß die Erde auch ohne Dünger fruchtbar bleibt.

Angefähr um dieselbe Zeit, als die Alemannen von den helvetischen Landen Besitz ergriffen, siedelten sich die Burgunder in der Westschweiz an.



91. Basels Ursprung.

Niemand weiß bestimmt zu sagen, wann Basel entstanden ist. Die ersten Bewohner unserer Gegend, von denen wir schriftliche Kunde haben, waren die Rauriker. Schon zu ihrer Zeit trug der heutige Münsterplatz eine Ansiedelung. Dazu eignete sich der zwischen dem Rhein und dem Birsigwildwasser liegende Hügel trefflich. Auf drei Seiten fiel er ziemlich steil ab und war deshalb leicht zu verteidigen. Die einzige von der Natur nicht geschützte Seite (Kreuzung Bäumleingasse und Rittergasse) ließ sich durch einen künstlichen, breiten und tiefen Graben gegen das offene Gelände zu schirmen. Mit Vorliebe legten so die Kelten, zu denen die Rauriker gehörten, ihre Fluchtburgen und Städte an.

Als sich die Rauriker der Herrschaft der Römer beugen mußten, wurde der Münsterhügel dauernd bewohnt und von Einheimischen

und Zugewanderten, von Freien und Unfreien bevölkert. Hoch ob der Rheinhalde, wo heute das Münster thront, erhob sich wahrscheinlich der heidnische Tempel.

Es war ein stilles Dasein, das diese kleine, befestigte Römerstadt jahrhundertlang führte. Mit dem benachbarten Lugst konnte sie sich an Glanz und Reichtum bei weitem nicht messen. Während aber dieses beim Eindringen der Alemannen nach und nach in Trümmer sank und für immer unterging, überdauerte Basel den furchtbaren Völkersturm.

Von dem römischen Basel reden nicht nur die in unserer Zeit gefundenen Münzen, Inschriften, Hausgeräte, Grabsteine, Säulentrümmer und Mauerüberreste, sondern auch lebendige Schriftwerke des Altertums. Das erstemal wird Basels Name — Basilia — im Jahre 374 n. Chr. erwähnt, als Kaiser Valentinian in der Nähe unserer Stadt die Befestigung Robur anlegte.

Dem Laufe des Rheins folgend, von Köln und Mainz her, hatte verhältnismäßig frühe das Christentum in Basel Eingang gefunden. Schon um das Jahr 400 war hier der Sitz eines Bischofs. Der Bischof war es denn auch, der in der Folgezeit als eigentlicher Herr über die Stadt und ihre Umgebung gebot. Aus seiner Burg auf dem Münsterhügel, wo einst die Römerstadt stand, erwuchs das mittelalterliche Basel, das sich später auch in der Niederung zwischen Birsig und Rhein ausbreitete. Von dem Abzeichen der bischöflichen Würde, dem Bischofsstab, erhielt darum auch Basel später sein Wappen, den Baselsstab.

92. Der Ungarn=überfall.

Man zählte das Jahr 917. Sommerglanz lag über dem Land. Da traf Basel ein furchtbares Unglück, der überfall durch die wilden Reitercharen der Ungarn. Von Osten kommend, waren sie schon zu wiederholten Malen in Deutschland eingebrochen. So viel ihrer Heere aber erschlagen wurden, so viel neue erschienen wieder. Vor ihnen her lief die Sage, sie tranken wie die reißenden Tiere des Waldes Menschenblut, rissen den Christen das Herz aus dem Leibe und verschlängen es.

Dem offenen Rheintal folgend, zeigten sich die Ungarnschwärme im Erntemonat vor Basel. Ein Teil der Einwohner flüchtete bei ihrem Nahen, von Entsetzen gepackt, in die nächsten Wälder und auf schwer zugängliche Berge. Die anderen Bürger sammelten sich gerüstet und kampfsentschlossen um ihren Herrn, den Bischof Rudolf. Aber dem gewaltigen Ansturm der zahllosen Horden vermochte die kleine Schar nicht standzuhalten. Mut und Widerstand erlahmten, und einer trüben Flut gleich ergossen sich die Ungarn in die Stadtgassen. Kein Geschlecht, kein Alter fand Erbarmen. An der Spitze der Seinen, mit den Seinen fiel Bischof Rudolf.

Nun war die Stadt dem Verderben preisgegeben. Die Häuser wurden aufgesprengt, Kostbarkeiten, Lebensmittel und Weinfässer auf die Straße geschleppt. Mit heidnischer Wut drangen die Feinde in das Münster und in die Martinskirche, raubten die Schätze, zerschlugen Geräte und Bildwerke und lästerten den Christengott.

Dann lagerte sich das grausame Kriegsvolk auf Plätzen und Gassen der Stadt zu Schmaus und Belage. Trunken vom Uebermaß des genossenen Weines, warfen sie einander in rohem Spiel die abgenagten Knochen an die glattgeschorenen Köpfe, sangen mit heulender Stimme zu Ehren ihrer Götzen und rannten in wildem Waffentanz gegeneinander.

Mittlerweile hatten andere an die hölzernen, mit Schindeln gedeckten Häuser Feuer gelegt. Von Thor zu Thor, von Gasse zu Gasse ging die Stadt in Flammen auf und sank in Trümmer und Asche. So ward Basel von den Kriegern des Satans, wie der Volksmund die Ungarn nannte, mit Feuer und Schwert dem Erdboden gleichgemacht.

93. Huber und Meier.

Man findet in der ganzen Schweiz heutzutage noch eine Menge von Familien, welche den einen oder anderen dieser Namen als Geschlechtsnamen tragen. In alter Zeit hatten diese Namen eine andere Bedeutung.

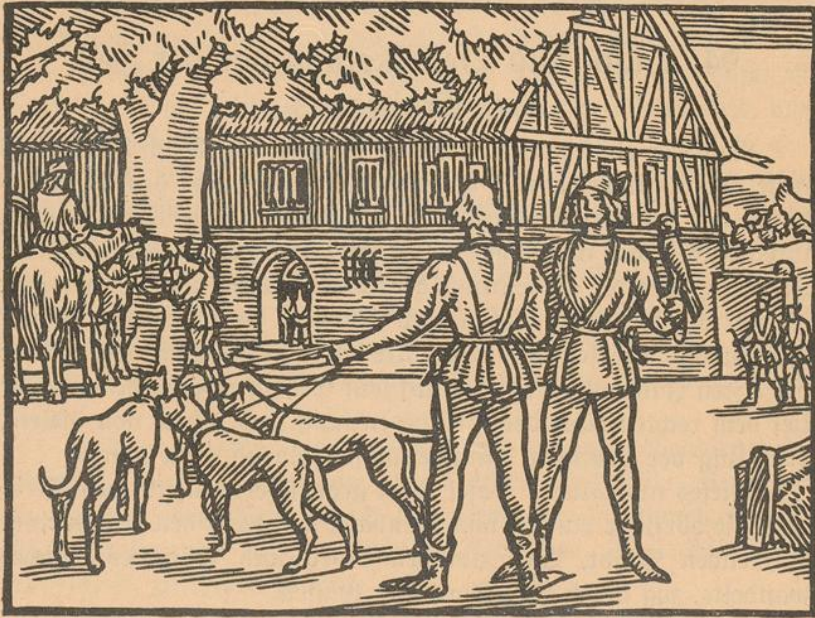
Früher waren Grund und Boden fast allein in den Händen der weltlichen und geistlichen Großen. So besaßen der Bischof von

Basel, Edelleute und Klöster außerhalb der Stadt ausgedehnte Ländereien. Diese waren in einzelne Teile geteilt. Einen solchen Teil mit der dazugehörenden Behausung nannte man *H u b e* (Hof). Der Bauer, der diesen Hof bewirtschaftete, hieß *H u b e r*. Ursprünglich waren die Huber unfreie Leute oder Leibeigene. Drei Tage der Woche mußte der Leibeigene dem Herrn fronen, d. h. für ihn ohne Bezahlung arbeiten. Nicht leicht schenkte man einem Leibeigenen die Freiheit. Der Huber und seine Familie wurden mit dem Hofe vertauscht, verkauft oder verschenkt.

Der Vorgesetzte und Aufseher der Huber war der *M e i e r*. Er bewohnte den stattlichen Meierhof und zog von den Hubern die Abgaben und Steuern ein. Diese bestanden hauptsächlich in Feldfrüchten und Haustieren.

Aus den Meierhöfen und Wohnungen der Huber entstanden im Verlaufe der Zeit manche Dörfer. Lörrach, Hüningen, Bubendorf, Gempfen waren solche baslerische Dinghöfe.

Alljährlich im Frühling und im Herbst entbot der Meier seine Huber auf den Meierhof zur Gerichtssitzung. Das war je-



weilen ein feierlicher Tag. Dazu erschien beritten der Gutsherr und der Vogt, welcher den Hof und seine Rechte gegen Gewalt zu schirmen hatte. Einer ihres Gefolges führte die kläffenden Jagdhunde; ein anderer trug auf der Faust den abgerichteten Habicht oder Falken. Den abgefattelten Rossen mußten die Huber im Meierhof reines Stroh bis an den Bauch und Hafer bis über die Nase geben. Lustig wieherten da die Pferde bei diesem üppigen Futter. Den Hunden hatte der Meier Roggenbrot zu spenden und dem Jagdfalken ein fettes Huhn. So wollte es das alte Basler Recht. Neugierig umstanden die Kinder des Hofes die seltenen Gäste. Im offenen Hof aber saß nun der Meier im Beisein des Vogtes mit den Hubern zu Gericht. Da wurde verhandelt, ob etwa der Wald gewüftet oder sonst in Feld und Aue ein Trevel begangen worden sei.

Unterdessen breitete im Hause drinnen die Meierin über den wohlgebauten Tisch das blendend weiße Tischtuch, welches das ganze Jahr hindurch auf diesen festlichen Tag gespart wurde. Dann lud sie mit geziemendem Anstand den Gutsherrn und sein Gefolge zum Mahl.

94. Stadt und Bevölkerung vor der Zeit des Erdbebens.

Nach der Zerstörung durch die Ungarn erhob sich Basel aufs neue aus Trümmern und Brandschutt. Aber nur der Münsterhügel mit der Bischofsburg war gut befestigt; die Siedelung zu ihren Füßen war noch offen oder hatte nur schwache Schutzwehren. Je mehr aber die Bedeutung der Stadt wuchs, um so eher galt es, sie mit Mauern, Toren und Türmen zu schirmen. Bischof Burchard von Hasenburg vollführte dieses große Werk gegen Ende des elften Jahrhunderts. Die auf sein Geheiß erbaute Ringmauer lief dem rechten Ufer des Birfigs entlang und führte von diesem, dem Zug der heutigen Bäumleingasse folgend, zum Rhein.

Dieses ummauerte Basel, dem gegenüber, jenseits des Stromes, die dörfliche Anlage von Reinbasel lag, hatte den Ruhm einer volkreichen Stadt. Wer zwischen Nord und Süd des Reiches wandelte, zog durch ihre Tore und Gassen.

Der Rhein war es, der in erster Linie die Stadt zu einem wichtigen Verkehrsmittelpunkt machte. Fortgesetzt belebten Leute und Lasten den Strom. Auf den Rheinschiffen kamen und gingen des Kaufmannes Güter. Den Holz- und Eisenladungen aus den oberen Landen begegneten die Korn- und Weinsendungen des gesegneten Elsaß, den Früchten des sonnigen Südens die eingesalzenen Fische der Nordsee. Den Rheinfluten anvertraute sich der Edelmann mit Knappen und Hengsten, wenn es zum fernen Turnier, etwa nach Mainz oder Köln ging. Rheinab fuhren Basels Büchsenmeister und Keisige mit Gewerf und Geschütz wider lästige Feinde. Die Rheinstraße zogen der fromme Pilger und Wallfahrer, der unter Trommel- und Pfeifenklang zum Fest ziehende Armbrustschütze, so gut wie der geschäftige Jude bis hinab zum gering geachteten Volk der Vaganten und Landfahrer.

Welcher Art waren nun die Bewohner dieser von frischem, starkem Leben erfüllten Stadt? Da ist vor allem die *G e i s t l i c h k e i t* zu nennen, an ihrer Spitze der Bischof, die Domherren mit ihren Kaplänen bis zu den tief unter ihnen stehenden Brüdern der neu entstehenden Klöster.

Dann die zahlreiche, glänzende *M i t t e r s c h a f t* vom Grafen bis hinab zum Ackerritter, der halb Edelmann, halb Bauer war. Der Großteil dieser Adelligen stand im Dienste des Bischofs. Er brauchte sie für seine Kriegszüge, wie auch als ansehnliches, vornehmeres Gefolge bei feierlichen Anlässen.

Ward einer der Dienstmannen dem Bischof untreu, dann ließ dieser den Fehlbaren auf dem Münsterplatz in den roten Turm legen. Vor dessen Türe spannte man mit Wachs einen seidenen Faden, und der Gefangene blieb im Turme, bis er vor seines Herrn Augen wieder Gnade fand. Ging er aber ohne Erlaubnis hinaus, so gab man ihm ein Brot und einen Sack, führte ihn an die nächste Wegscheide und hieß ihn von dannen ziehen.

Andere Glieder des Basler Adels waren Lehensleute der Grafenhäuser Froburg, Homberg, Tierstein und Pfirt. Unter den in waffenfrohem Müßiggang dahinlebenden Geschlechtern taten sich besonders die Münch, Schaler, Ramstein, Bärenfels, Reich, Marschall, zu Rhein hervor.

Dieser ritterlichen Gesellschaft kamen die durch Reichtum und Grundbesitz sich auszeichnenden Kaufleute, Krämer und Wechsler am nächsten. Sie waren die ersten Vertreter der Bürgerschaft im Rat, in den sie später jeweilen acht Mitglieder schickten. Nach dieser Zahl hieß man diese bevorzugten Geschlechter *Nichtburger*. Gleich den Rittern begannen sie sich „Herr“ zu nennen, führten ein Siegel und gingen auf der Trinkstube der Adelligen zu Gaste.

Den größten und wichtigsten Teil der Einwohnerschaft bildeten die anfänglich meist unfreien *Handwerker*, deren Zahl mit der Stadt wuchs. Sie wohnten in der Regel berufswise beisammen und hatten zum Verkauf ihrer Waren gemeinschaftliche Bänke oder Lauben. So brachten z. B. die Bäcker aus ihren Ofenhäusern die Brote, Ringe und Wecken zur „Brotlaube“ beim Markt und an andern Orten.

Wie weit es die Handwerker mit ihrer Hände Fleiß brachten, zeigt die Erzählung vom Besuche Rudolfs von Habsburg bei dem reichen Gerber. Das Aufblühen der Zünfte gab später den Handwerkern Macht und Ansehen.

Sowohl der Handwerker wie auch der Kaufmann trieb damals neben seinem Beruf etwas Ackerbau und Viehzucht, und der Schlag des Dreschflegels konnte mitten in der Stadt gehört werden. Fast alle, auch die kleinen Bürger, hatten im Stalle eine Kuh oder wenigstens eine Ziege und mästeten ein oder mehrere Schweine. Der Unterhalt dieser Haustiere verursachte wenig Mühe; sie wurden vom städtischen Hirten auf die gemeinsame Weide (*Almende*) oder in den Wald zur Eichel- oder Bucheckernmast getrieben. Das freie Laufenlassen der Schweine, Gänse und Hühner in den Straßen galt als selbstverständlich.

Schlecht genug waren damals auch die städtischen Gassen; war doch vor dem großen Erdbeben keine einzige mit Steinen gepflastert, so daß man bei Regentwetter im Kot fast stecken blieb. Bei festlichen Einzügen und hohem Besuch bestreute man darum die Straßen mit frischem Gras oder legte Teppiche aus.

Erst nach und nach wuchs das Bedürfnis der Bürgerschaft, in einer saubern, reinlichen Stadt zu wohnen. Es war eine großartige Leistung, welche die Bewunderung der Fremden erregte,

als Basel um 1417 begann, Gasse für Gasse mit einem „Besetzungswerk“ zu versehen.

95. Erst Feind, dann Freund.

Graf Rudolf von Habsburg stand jahrelang im Krieg mit dem Bischof von Basel. Mit Handstreichern und Überfällen suchte man sich gegenseitig zu schaden. Der Bischof und die Basler brannten im Elsaß habsburgische Dörfer nieder. Rudolf vergalt mit Gleichem, vernichtete bischöfliche Ortschaften und Klöster und ließ die St. Johannsvorstadt in Flammen aufgehen.

Mitte Juli des Jahres 1273 legte sich der gräfliche Feind mit seinem Heer vor die Stadt, bei Binningen. Er herannte Basel. Als er sich einmal mit einigen Reifigen trotzig den Mauern näherte, wagte Bürgermeister Hugo Marschall mit beherzten Bürgern einen Ausfall, fand aber im Scharmützel den Tod. Die Stadt geriet in große Bedrängnis. Da kam unerwartete Rettung.

Graf Rudolf wurde von den Kurfürsten zum deutschen König gewählt. Als die Basler die Botschaft hörten, „do wollten sie nit mer wider ihn, sondern sine Gutwilligen und Gehorsamen sin“. Die Stadt öffnete ihre Tore und huldigte als erste im Reich dem neuen Oberherrn. Rudolfs erste königliche Tat war die Verkündung allgemeinen Friedens. Nicht mehr die rohe Gewalt (Zaufrecht) sollte in den Landen Meister sein, sondern Ordnung und Gesetz.

So nahm vor Basels Toren eine neue Zeit ihren Anfang. Fortan verband eine unwandelbare Freundschaft Rudolf von Habsburg und sein getreues Basel. Mit reichen Schenkungen machte der König gut, was er als Graf mit Feuer und Schwert der Stadt geschadet hatte.

96. Rudolf von Habsburg und die treuen Basler.

Der treueste Anhänger des Königs Rudolf von Habsburg war der Basler Bischof Heinrich Gürtelknopf, eines schwäbischen Brotbeckens Sohn. Mit seinen Basler Mannen zog er 1278 dem bedrängten König nach Österreich zu Hilfe gegen den trotzigen

Böhmenkönig Ottokar. Als Rudolf die stattliche Schar kommen sah, war seine Freude groß; denn viele der Reichsfürsten hatten ihn im Stiche gelassen.

Auf dem Marchfelde vor Wien traten die feindlichen Heere einander gegenüber. In voller Rüstung auf gepanzertem Hengst hielt Bischof Heinrich mit den Seinen vor der Schlacht bei einem Flüsschen. Über dasselbe setzten mehrmals einige der Feinde, um zu kundschaften. Die Basler Reifigen eilten ihnen nach, ergriffen sie, banden sie nackt auf die Pferde und führten die Gefangenen mit sich herum, bis sie infolge der Stiche des zahllosen Ungeziefers den Geist aufgaben.

Wie nun die Heere zum Angriff rückten, stimmte der baslerische Ritter Rudolf zu Rhein mit mächtiger Stimme, also daß man ihn in beiden Haufen hören möchte, das Lied an: „Mutter Gottes steh uns bei und laß uns nicht verderben.“

Ein anderer Basler Bürger und Kriegsmann des Bischofs, Heinrich Schörlin, spornte sein Pferd, sprengte gegen den Feind und tat den ersten Schwertstreich. Da rief König Rudolf: „Nun ist es Zeit, daß wir ihm beispringen!“ und alsobald stürzten die Völker in wildem Ansturm aufeinander.

König Rudolfs Leibpferd ward im Gedränge erstochen und der König selbst zu Boden geworfen. Aber der Habsburger hieß seine Leute vorwärts drücken und seiner ungeachtet ritterlich dreinhauen. Mannhaft tat sich hiebei der Basler Vivian hervor.

Nun hatte Markgraf Heinrich von Hochberg, der das kaiserliche Feldzeichen, den Reichsadler trug, zuvor befohlen, wenn er im Streite schreien würde „sie fliehen“, so sollten sie alle gemeinsam mit lauter Stimme in den Ruf einfallen. Die List gelang. Das Geschrei brachte den Böhmen solchen Schrecken bei, daß ihrer alle die Flucht ergriffen und Ottokar Leben und Krone verlor.

König Rudolf aber vergaß die Treue der Basler nicht. Dem Heinrich Schörlin, der später Schultheiß von Kleinbasel wurde, schenkte er ein stattliches Heiratsgut. Bischof Heinrich aber machte er zu seinem vertrauten Ratgeber und erhob ihn zum Erzbischof von Mainz.

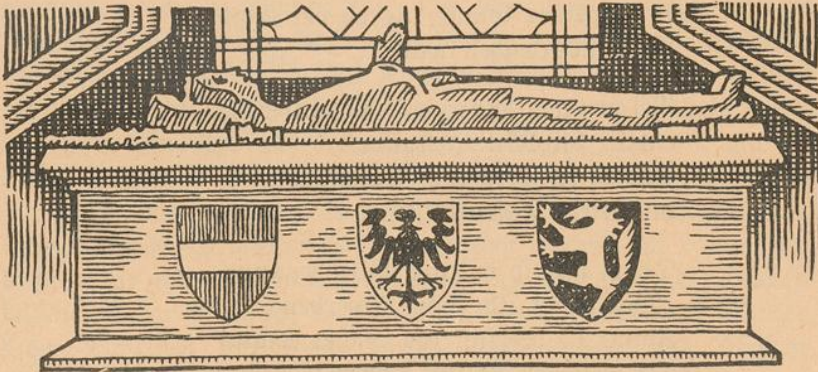
97. Ein königliches Begräbnis.

Als im Jahre 1281 Rudolf von Habsburgs Gemahlin, die Königin Anna, zu Wien im Sterben lag, war ihr letzter Wunsch, im Basler Münster begraben zu werden. Denn dort ruhte schon eines ihrer Kinder.

Der Wille der Königin ward vollstreckt. Ihr toter Leib wurde einbalsamiert, der Leichnam in ein wächsernes Tuch gehüllt und mit köstlichen Seidengewändern bekleidet. Das verschleierte Haupt schmückte eine vergoldete, mit edlem Gestein gezierte Krone. Den Hals umschlang ein Kleinod. Also legte man die hohe Frau in einen Sarg aus Buchsbaumholz und führte sie mit vierzig Pferden aus Osterreich gen Basel. Drei Wagen mit Edelfrauen und hunderte von Berittenen folgten dem ersten Zug durch die winterlichen Lande.

Der Basler Bischof und die ganze Priesterschaft geleiteten die tote Königin mit brennenden Kerzen nach dem Münster, wo drei Bischöfe das Totenamt hielten. Der Leichnam wurde im Sarge aufgerichtet, nochmals allem Volke gezeigt und dann in die Gruft gelegt.

Von der Königin schrieb damals ein Mönch in sein Chronikbuch das kurze, schöne Wort: Sie schläft in Basel.



Habsburg

98. Der Graf und der Gerber.

Kommt einst Herr Rudolf wohlgemut
vor Basel hingeritten;
am Steinentor beim Gerber tut
er um den Imbiß bitten.

„Seid mir gegrüßt, mein werter Gast,
wollt Ihr Euch so bequemen!
Weiß, bringe hurtig, was du hast! —
Bitt Euch, vorlieb zu nehmen.“

Gerüstet wird der blanke Tisch
mit stillem Wohlbehagen
und Suppe, Braten, Tort und Fisch
und Wildbret aufgetragen.

Des Herbstes reiche Gabe ruht
in Gold- und Silberschalen;
es sprüht der edlen Weine Glut
aus blinkenden Pokalen.

In Burpurseide und Damast
stolziert des Hauses Ehre;
es trägt der Glanz, als ob der Gast
bei feinesgleichen wäre.

Bei ernstem Wort und feinem Scherz
enteilt die Mittagsstunde.
Und offen wird des Grafen Herz
in heittrer Tafelrunde.

Drum launig er zum Wirt begann:
„Was mögt Ihr noch erwerben?
Könnt ja dereinst als reicher Mann
auf weichem Polster sterben!“

„Auf fauler Haut? das bleibe fern!
Ich fahre fort, zu gerben,

und will, gefällt es Gott dem Herrn,
als Gerber selig sterben.

Nie haben mich zur Stund gereut
der rauhen Arbeit Mühen;
nur wo man keine Dornen scheut,
da können Rosen blühen.“

Das Wort gefiel dem Grafen sehr;
er rühmt es aller Dinge,
wie er zu Basel in die Lehr
bei einem Gerber ginge.

99. Das große Erdbeben.

Das bekannteste Ereignis aus Basels Geschichte ist das große Erdbeben vom Jahre 1356. Ueber das furchtbare Unglück berichtet im ältesten Ratsbuch ein Augenzeuge, der damalige Stadtschreiber Werner von Birkendorf, kurz und bündig:

„Man soll wissen, daß diese Stadt von dem Erdbeben zerstört und zerbrochen ward. Und blieb keine Kirche, kein Turm noch steinern Haus, weder in der Stadt noch in den Vorstädten ganz, und wurden größtentheils zerstört. Auch fiel der Burggraben* an vielen Stellen ein. Es fing das Erdbeben an am Dienstag nach Sankt Gallustag, das war am Sankt Lukastag des Evangelisten, des Jahres da man zählte von Gottes Geburt dreizehnhundert und sechsundfünfzig Jahr, und währte durch das Jahr hindurch und kam hie und da groß und hie und da klein. Desselben Dienstags, als es anfing, da ging Feuer an in der Stadt, das wohl acht Tage währte, da ihm niemand, des Erdbebens wegen, zu widerstehen wagte noch mochte. Es verbrannte beinahe die ganze Stadt innerhalb der Ringmauer, und zu Sankt Alban in der Vorstadt verbrannten auch ziemlich viel Häuser. Von demselben Erdbeben wurden auch nahezu alle Kirchen, Burgen und Besten, die um diese Stadt bei vier Meilen gelegen waren, zerstört und zerfielen und blieb nicht eine ganz.“

* Der Graben zwischen der Stadt und den Vorstädten.

In solcher Weise verdarb Basel. Sein Name ging mit der Kunde von dieser Heimsuchung damals durch alle Welt. Im alten Kaufhaus (jetziges Hauptpostgebäude) hielt eine Inschrift das Datum des Erdbebens fest, die römische Jahreszahl folgendermaßen deutend:

MCCCLVIII

Ein Nint mit seinem Dorn, ein Beil, der sechs Krüge Zahl,
drei Hufeisen auserkorn, da verfiel Basel überall.

100. Wunderbare Rettung.

Am 19. October 1356, dem Tage nach dem Erdbeben zu Basel, kam von Delsberg her der leutselige Bischof Johannes geritten. Er wollte nach Basel, um dem armen Volke mit Rat und That beizustehen. Der Weg führte ihn an Pfeffingen vorbei. Mit Entsetzen sah er das zerfallene Schloß, dessen Trümmer den steilen Abhang der Bergschlucht weit hinab überdeckten. Die Bewohner des Schlosses waren ihm nahe befreundet. Eine Gräfin von Tierstein wohnte darin; ihr jüngstes Kind, ein Mädchen, welches noch in der Wiege lag, hatte der Bischof aus der Taufe gehoben. Beim Anblick all dieses Jammers fragte er sofort nach seinem „Gottenskind“, erhielt aber die traurige Antwort, daß es nirgends sei gefunden worden.

Wie er das vernimmt, heißt er die Leute das Kind suchen. Die ganze Halde des Schlosses wird eifrig durchforstet, und siehe, da liegt das liebe, von Gott behütete Kind unverfehrt unter den Trümmern in seiner Wiege und weint. Zwei große Steine hatten es festgehalten und vor tieferem Sturze bewahrt. Später ist aus diesem Kinde eine treffliche Hausfrau geworden.

101. Vom Schülertuch.

Das Erdbeben von 1356 hatte bei den überlebenden einen tiefen Eindruck hinterlassen. Viele Menschen sahen darin eine Heimsuchung Gottes. Die Obrigkeit verbot darum auch gleich nach dem Erdbeben Tänze, üppige Spiele und das Tragen von

Gold und Silber auf den Kleidern. Nach dem Münster wurde ein feierlicher Bittgang gehalten. Daran nahmen auch die Rathsherrn in grauen Röcken oder Mänteln teil. Diese Handlung wiederholte sich alljährlich am Lukastag. Nach Verfluß von drei Jahren aber schenkten die Mitglieder des Rates ihre grauen „Luzröcke“ den Armen. Dadurch wurde der Sinn, Dürftige zu unterstützen und besonders sie mit Kleidungsstücken zu versehen, in unserer Stadt geweckt und genährt. Von Jahr zu Jahr wurde die Unterstützung ausgedehnter und allgemeiner. Manche Leute steuerten zu diesem Zweck jährlich Gaben; andere vermachten größere Summen zur Hilfe der Armen. Bald theilte man Geld und Brot, bald Schuhe und andere Kleidungsstücke aus.

So entstand am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auch die schöne Sitte, jährlich um die Zeit des Lukastages braven, dürftigen Schulkindern das sogenannte *Schülertuch* zu schenken. Heutzutage besorgt die Lukasstiftung dieses wohlthätige Werk.

So hat das Erdbeben bei allem Unglück auch seine schönen Früchte getragen.

102. Ein tapferer Ritter.

Eines der angesehensten Adelsgeschlechter zu Basel war im Mittelalter die Familie der Münch. Als besonders berühmter Ritter galt Heinrich Münch. Er begleitete den blinden König Johann von Böhmen auf einem Kriegszuge nach Frankreich gegen die Engländer.

Als es zur Schlacht kam, wünschte der blinde König am Kampfe teilzunehmen. Da nahmen Heinrich Münch und ein anderer Ritter den König in ihre Mitte. Sie banden die Zügel der drei Pferde fest zusammen und sprengten mitten in das Gewühl. Manchen guten Schwertthieb tat der Blinde. Ebenso tapfer kämpften seine beiden Begleiter. Sie drangen aber so weit in die Feinde, daß sie schließlich der Übermacht erlagen. Am andern Tag fand man alle drei beieinander liegend, die Zügel ihrer Hengste noch zusammengebunden.

Das war in der schrecklichen Schlacht von Crécy. So starb Heinrich Münch eines ritterlichen Todes, ehrenvoller als hundert Jahre später ein anderer seines Geschlechts bei St. Jakob an der Birsi!

103. Turniere.

Schon frühe zeichnete sich Basels Ritterschaft im Waffenwert und in den ritterlichen Künsten aus. „Auf Burg“, wie der Münsterplatz ehemals hieß, pflegten die Edelleute ihre Turniere abzuhalten.

Große Kampfspiele dieser Art sah Basel mehrfach während der Herrschaft Rudolfs von Habsburg. Auch seine Nachkommen weilten öfters in unserer Stadt und zeigten in prächtigen Ritterfesten den staunenden Bürgern den Glanz ihres Fürstenhauses.

So hielten im Mai 1315 König Friedrich der Schöne und sein Bruder Herzog Leopold hier gleichzeitig ihre Hochzeit. Zu ihren Ehren veranstalteten die Fürsten, Grafen und Ritter, deren eine große Zahl zugegen war, zahlreiche Turniere.

Allen zuvor mit meisterlichem Stechen tat es Hans von Klingenberg; er galt darum als der beste Ritter weitum und wurde auch mit dem ersten Preis beschenkt.

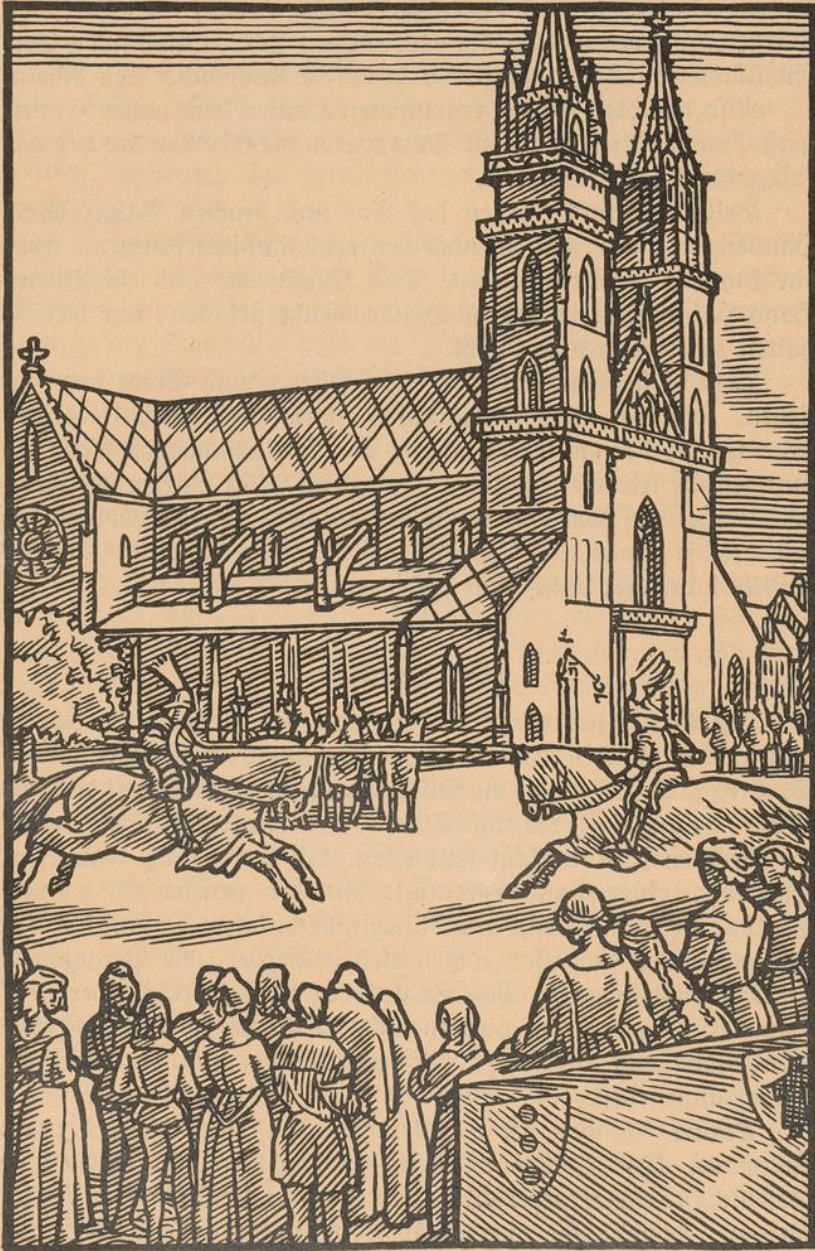
Dermaßen hitzig ging es bei diesen Turnieren zu, daß einer der Teilnehmer, Graf Dieter von Kazenellenbogen, durch einen Speerstoß eine tödliche Wunde erhielt und starb. Die Edelfrauen der Stadt gaben weinend dem Toten das Geleite an den Rhein, der ihn abwärts in seine Heimat trug.

Bei einem dieser Feste brach das hölzerne Schaugerüst, auf welchem die vornehmen Zuschauer saßen. Viele der Damen nahmen Schaden und im Wirrwarr wurden zahlreiche Kostbarkeiten gestohlen.

Einen noch schlimmeren Ausgang nahm das Turnier, welches Herzog Leopold III. 1376 auf Burg abhielt.

Am Tage vor Aschermittwoch ergözte sich die ganze Gesellschaft mit Schmaus und Tanz in den Domherren- und Adelshöfen auf dem Münsterplatz. Ein Teil der österreichischen Edelleute bestieg die Rosse, um zu hurtigem Gesteck gegeneinander zu rennen.

Da, in ausgelassener Fastnachtslaune, geschah es, daß Roß und Ritter in die herzudrängende Schar des Volkes gerieten. Bürger wurden von Pferden getreten; Spieße fielen auf gaffende Zuschauer und verletzten einige. Lärm und Unruhe erhob sich. Die Menge geriet in Zorn. Man rief zu den Waffen, ließ Sturm



läuten. In kurzer Zeit drang die Gassen herauf die bewaffnete Bürgerschaft, vor welcher die überraschten Herren nach allen Seiten flüchteten. Leopold entwich in einem Rahn über den Rhein.

Nun wandten sich die ergrimmten Haufen dem nahen Eptingerhof an der Rittergasse zu. Dort waren die Edelsten des herzoglichen Gefolges beisammen.

Weilhiebe sausten gegen das Thor und brachen Bahn; harte Handwerkerfäuste griffen nach den erbleichenden Rittern. Über ein Hundert wurde gefangen. Drei Edelknechte und der Diener Hans Hasenschnur waren im Handgemenge gefallen; nur wenige hatten zu entfliehen vermocht.

Aber dieser herrliche Fang kam Bürger und Stadt teuer zu stehen. Der Rat, in dem zahlreiche österreichisch Gesinnte saßen, ordnete eine strenge Untersuchung an. Die gefangenen Adeligen wurden alle freigelassen, dafür aber gleich zwölf Bürger als Friedensbrecher auf dem Marktplatz enthauptet. Herzog Leopold demüthigte die Stadt aufs schwerste und die „böse Fastnacht“ ließ die Basler jahrelang nicht mehr froh werden.

104. Zünfte.

Im Mittelalter wohnten die Leute des gleichen Handwerks auch in der gleichen Straße, die oft davon ihren Namen erhielt. So stieß z. B. früher an die Eisengasse, gegen den Markt hin, die Sporer g a s s e, wo die Sporer ihre blinkenden Sporen für die Reifigen zum Verkauf feilhielten. In ihrer Nähe waren die Sattler in einer Gasse vereinigt. An der uralten Gerber g a s s e, zwischen Birfig und Mümelinbach, saßen die auf die Benützung dieser Gewässer angewiesenen Gerber, die Pergamentbereiter und Schuster. Den Spalenberg hinauf ertönte der helle Hammerschlag der dort niedergelassenen Schmiede. Abseits, zwischen ihnen und der Leonhardskirche, hatten sich die fleißigen Weber angesiedelt.

Derart schlossen sich die Genossen desselben Berufes enger zusammen. Der Bischof als Herr der Stadt erlaubte ihnen eine Gesellschaft, eine Bruderschaft oder Z u n f t zu bilden. Die einst unfreien Handwerker wurden so Bürger, die neben Edelleuten

und vornehmen Kaufleuten bald auch im städtischen Rat mit-
sprechen durften.

Basels älteste Zunft ist die Zunft der Kürschner (1226).
Ihr folgte einige Jahre später diejenige der Bauleute,
welche ihre Zunftstube in Spichwärts oder Spinnwetters Haus
hatten, weswegen ihre Zunft heute noch Zunft zu Spinnwettern
heißt.

In derselben Weise taten sich andere Handwerke zu Zünften
zusammen, zuletzt die der Schifflente und Fischer. Besonderes
Ansehen genoß die nach ihrem Haus zum Schlüssel benannte
Zunft der Kaufleute und die mächtige Zunft der Krämer,
welche von dem wichtigsten Gewürz des Mittelalters, dem Safran,
ihren Namen erhielt.

Die Aufnahme in die Zunft berechtigte den Genossen, in der
Stadt als Meister sein Handwerk zu treiben. Dabei schwur der
Aufgenommene, der Zunft treu zu sein und Basels „Ehr und Nutz
zu mehren und Schaden zu wenden“.

Ein aus der Mitte der Zunft gewählter Meister und sechs
Mitglieder, die „Sechser“ genannt, leiteten die Zunft. Sie sprachen
Recht über alles, was „das Handwerk und die iren anlanget“.
Sie sorgten für die Güte von Material und Arbeit, wachten über
Kauf und Verkauf. Entdeckten die Vorgesetzten in Werkstatt oder
Laden einen „Breiten“ oder ein „Mißwerk“, so schritten sie strafend
ein. Wer sich in seinem Beruf schwer verfehlte, dem wurde
das „Handwerk gelegt“, eine Strafe, die der Verbannung gleichkam.

Jede Zunft besaß ihre Stube oder ihr Zunftthaus. Hier fand
nach getaner Tagesarbeit der Handwerksmeister bei seinesgleichen
Unterhaltung, Speise und Trank. Hier feierte er mit den
Seinen freudige Familiengeschehnisse, wie Brautlauf und Kind-
taufe, und beim Tode eines Angehörigen hielt man auf der
Zunftstube den Leichenschmaus.

Jeder Zünftige war gegenüber der Stadt verpflichtet, Wacht-
und Kriegsdienst zu leisten und mußte darum eigene Wehr und
Waffe besitzen. Bei Feuerstot und Feindesgefahr sammelten sich
die Bürger, nach Zünften geordnet, unter dem Befehl der Zunft-
meister, die bei Auszügen ins Feld auch der Zunft das Banner
vorantrugen.

Rasch blühten in Basel die Zünfte empor. Auf dem Markt, in Rat und Gericht, auf dem Schlachtfeld machten mehr und mehr ihre Leute von sich reden. Der Zünfte Fleiß und Kraft war es, welche die Stadt von Bischof und Reich unabhängig machten. Während die alten Adelsgeschlechter verarmten und verderben, brachte des Handwerks goldener Boden Basel zu Ansehen und Wohlstand.

105. Das Rathaus.

Das erste und wichtigste Gebäude im alten Basel war das Rathaus. Es hieß früher *R i c h t h a u s*, weil der Rat darin Gericht hielt. Seit altersher lag es am Marktplatz. Im Erdbeben von 1356 ging das alte Rathaus unter. Vergrößert wurde es wiederum am Fuße des Martinshügels aufgebaut. Nach unseren heutigen Begriffen mochte es ein bescheidener Bau sein. Der Boden der Ratsstube war mit Ziegelsteinen gepflastert, die eine dicke Lage von Stroh oder Reiswerk deckte. Noch gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts waren seine Fenster nicht mit bleigefassten Gläscheiben verschlossen. Das wäre zu kostbar gewesen. Durch leinene Tücher (Linlachen), die man an die Fensterrahmen spannte, drang das Licht gedämpft in die Räume.

Kurz nach seinem Eintritt in den Schweizerbund führte das junge eidgenössische Basel voll Stolz und Freude in mehrjähriger Arbeit über den alten Grundmauern ein neues, prächtiges Rathaus auf. Reichgeschnittes Getäfer, Malereien und steinernes Bildwerk schmückten es. Dieser glorreiche Bau hat in unserer Zeit durch Umbauten und Erweiterungen seine jetzige Gestalt erhalten.

Welches Leben herrschte vor ein paar hundert Jahren im alten Rathaus! Gewichtig schritten da die Ratsherren zur Sitzung, im schwarzen Amtskleid, den hohen Baselhut auf dem Haupte, zur Seite das Schwert oder den Degen gegürtet. An den Pfeilern der Rathaushalle waren die Maße für die erlaubte Länge von Schwert und Degen in Stein eingelassen.

Bürgermeister und Oberstzunftmeister leiteten die Ratsgeschäfte; darum hießen diese Männer die „Herren Häupter“ der Stadt. Im Rathause war auch die Arbeitsstätte der Schreiber

und Ratsknechte. Von der Rathhaustreppe oder aus einem der Fenster las der Ratschreiber mit lauter Stimme die Beschlüsse und Erlasse seiner Herren der Bürgerschaft vor. Das war der „Ruf in den Kornmarkt“. Im Rathaus gingen auch die Stadtläufer in ihrem schwarzweißen Kleid ein und aus. Ihre Brust zierte ein schöner, silberner Schild mit dem Baselftab. Als geschworene Boten trugen sie in ihren umgehängten silbernen Läuferbüchsen Briefe in die Ferne zu befreundeten Städten oder Fürsten, denn eine Post gab es damals noch nicht.

Buntes, frisches Leben spielte sich besonders zur Marktzeit beim Rathaus ab. Vor dem Hause und im Hofe standen hölzerne Buden und Verkaufsbänke von Bäckern, Geldwechslern und Krämern. Müller wogen im Hofe aus ihren Säcken Mehl aus und durch die laufenden, feilschenden und rufenden Leute schritten mit strenger Miene die Marktherren, Mitglieder des Rates, welche über alles die Aufsicht führten.

In festlichem Schmuck zeigte sich das Rathaus, wenn der Rat hohen Besuch empfing, Gesandte, Fürsten oder gar des Reiches Haupt, den deutschen Kaiser, selbst. Frisches Grün deckte dann den Boden des Marktplazes und des Rathaushofes. Lustig bliesen die Stadtmusikanten den Gruß mit ihren Trompeten, an denen ein seidenes Fähnchen in den Stadtfarben hing. Aus mächtigen Schenkkannen wurde den Gästen der Ehrentrunk angeboten, bevor man sie in den Ratsaal zum Mahl geleitete. Zu diesem Zweck beherbergten die obern Geschosse eine eigentliche Haushaltung: Tisch- und Küchengeräte, Schalen und Becher, Silber- und Zinngeschirr; selbst eine Zimtbüchse war vorhanden und Thymian und Reckholder, mit dem man die Räume angenehm durchräucherte. Ein erlegter Hirsch aus dem Stadtgraben oder Wildbret, von einem der Landvögte aus den Baselsbieter Waldungen geschickt, lieferte den Festbraten, neben dem köstliche Rheinsalmen und andere Fische aus dem städtischen Fischweiher nie fehlen durften.

Grüße Stille dagegen erfüllte denselben Ort, wenn der Rat über einen armen Menschen blutiges Gericht hielt. Im Rathaushof wurde das Urteil vor allem Volk verkündet und dann der Übeltäter zur Vollstreckung der Strafe den Händen des Henkers übergeben.

Anderes Wesen und Getriebe machte sich in kriegerischen Zeiten im Rathhaus laut. Eilig wurde da aus den untern Gewölben der mächtige Waffenschatz der Stadt ans Tageslicht gezogen: hunderte von Panzern, Waffenröcken, Schilden, Armbrüsten und zehntausende von Pfeilen. Alles das lagerte im Rathhaus. Drohte unmittelbar Gefahr, dann gellte die größere Ratsglocke Sturm. Das Stadtbanner wurde „ausgestoßen“, d. h. zum Rathhaus hinausgehängt, und auf diese Warnzeichen sammelte sich die waffenfähige Bürgerschaft auf dem Marktplatz.

Jahrhundertlang sah so das Rathhaus Freud und Leid der Stadt an sich vorüberziehen. Wie ehemals ist das Rathhaus noch heute das erste städtische Gebäude, in dem über Basels Wohl und Wehe entschieden wird. Möge es immer im Sinne des alten Basler Spruches sein:

Ein jeder ehr sein Vaterland
und lang dem Nächsten treue Hand;
wo eine Stadt also beschaffen ist,
da wird zumicht der Feinde List.



106. Stadtbefestigung.

Jahrhundertlang war nur der innere Teil unserer Stadt mit Gräben, Mauern und Toren umschlossen. Die davorliegenden Vorstädte schützte bloß ein Hag aus starken Holzpfählen. Erst nach dem großen Erdbeben baute man eine Mauer, welche die Stadt und alle Vorstädte umgab. Jahrzehntlang arbeitete da Basel in großer Tätigkeit an seiner Stadtbefestigung. Im Jahre 1398 war das Werk vollendet. Mit Einschluß der fünf Tore schützten nun einundvierzig Türme Großbasel. Jeder trug einen besonderen Namen. Wagdenhals, Luginsland, Guckindasnest, Stichdengesellen, Schadegarte, Dornimaug sind treffende Benennungen solcher Basler Wehrtürme.

Von Turm zu Turm zog sich die Ringmauer und der Stadtgraben, beide durch einen Zwischenraum, den Zwingelhof, voneinander getrennt. Hinter der Stadtmauer lief der Rondenweg, auf dem die wachthaltenden Bürger ihre Runden machten.

Die von Turm zu Turm führenden Mauerstücke oder Lezen waren mit Zinnen bekrönt. Über tausend solcher Zinnen zählte das Mauergefüge vom Rhein zu St. Alban an bis wieder zum Rhein bei St. Johann. Hinter den Zinnen führte längs der Mauer ein hölzerner Wehrgang. Darauf standen in Zeiten der Gefahr die Verteidiger, um zwischen den Zinnen über die Scharten herab auf die Angreifer Steine zu werfen oder siedendes Wasser oder Pech zu schütten. Während die vierstöckigen Tortürme die Stadteingänge schützten, dienten die anderen Türme der Verteidigung der Mauer. Sie überragten die „Lezen“ um zwei Stockwerke, über welchen sich zu oberst ein Binnenkranz erhob. Von hier aus wurde der auf Leitern gegen die Lezen stürmende Feind mit Pfeilen beschossen. Darum baute man diese Türme auf Armbrustschußweite voneinander, so daß auf den herandrängenden Gegner aus zwei Türmen zugleich, von links und rechts die Geschosse flogen. Nach dem Aufkommen der Feuerwaffen bewehrte man die Mauertürme auch mit Handbüchsen und Geschützen.

Das seit 1392 mit Großbasel vereinigte Kleinbasel besaß nur seine alte Ringmauer mit den beiden Toren, Bläsi- und Riehen-

tor. Darum wurde bei der Armagnakengefahr im Sommer 1444 in aller Eile vor den Mauern Kleinbasels die Errichtung eines Bollwerkes, d. h. eines durch Graben und Palisaden geschützten Erdwalles unternommen. Zu dieser Arbeit hatte jeder vermögliche Bürger auf eigene Kosten einen seiner Knechte zu stellen. Wer keinen hatte, durfte statt dessen eine Magd senden. Des Morgens früh versammelten sich die männlichen und weiblichen Werkleute, die Männer jeder mit einer Haue und einem „Tröglein“, Frauen und Töchter ebenfalls mit einem Tröglein zum Wegschaffen der Erde, denn den Stoßfarren kannte man noch nicht. Allen wurde bei hoher Strafe geboten, ernstlich zu arbeiten und kein „narrenwerk“ zu treiben.

Eine eigentliche Belagerung erlebte Basel nie. Doch kamen für unsere Stadt gefährvolle Zeiten genug, in denen sie, weil eine Belagerung drohte, die Tore schließen und Türme und Mauer Tag und Nacht besetzen mußte.

Sonst aber war ein stilles, friedliches Leben um diese Mauern. In den breiten Gräben wuchs Gras, wucherten Nesseln und Dornestrüpp. Der Hirte trieb das Vieh dahin zur Weide. In den Stadtgräben hielt der Rat aber auch stattliche Hirsche, welche zu den prunkvollen Gastmählern das Wildbret lieferten.

Der Bau der Eisenbahn und das Wachstum der Stadt brachten im vorigen Jahrhundert der alten Stadtbefestigung den Untergang. Ein guterhaltenes, kleines Stück der Stadtmauer am Mühlegraben, das trozige Spalentor, das St. Alban- und St. Johanttor, die mit Anlagen geschmückten Schanzen bei St. Alban, St. Elisabeth, St. Leonhard, sowie ein kleines Stück der Hohen Schanze hinter dem Bernoullianum und die Rheinschanze beim St. Johanttor erinnern heute noch daran, daß Basel einst eine „feste“ Stadt war.

107. Der Pällenkönig.

Dicht vor der Rheinbrücke, die seit 1225 aus dem „mehreren“ Basel (Großbasel) nach dem „mindern“ Basel (Kleinbasel) führte, erhob sich einst das mächtige Rheintor. Wenige Jahre nach dem großen Erdbeben erbaut oder erneuert, war es einer der stärksten Stadttürme. Sein Inneres diente als dunkles Gefängnis. Unter

und vor seinen beiden Torbogen drängten sich die hölzernen Stände und Bänke von allerhand Handwerkern, Krämern, Schuhflickern, Messerschmieden, die hier ihre Ware feilboten.

Als stattliches Bauwerk trug das Rheintor an seiner Außenseite malerischen Schmuck, wie er im Mittelalter an Toren, Mauerszinnen, Häusern und Brunnen unserer Stadt vielfach zu sehen war. Wie an allen städtischen Gebäuden durfte über dem Toreingang auch das Stadtwappen, der schwarze Baselfstab im weißen Feld, nicht fehlen. Im obern, dem Rhein zugekehrten Turmfeld wiesen eine Sonnenuhr und eine große Schlaguhr dem Volk die Stunde. Mit der Uhr in Verbindung und durch ihr Räderwerk getrieben, stand der aller Welt bekannte *L ä l l e n k ö n i g*, eine kupferbemalte, gekrönte *M e n s c h e n f r a g e*. Unheimlich rollte dieser schreckhafte Kopf von Zeit zu Zeit seine Augen und streckte aus umbartetem Maul langsam die lange, rote Zunge — den „Lälli“ — heraus. Jahrhundertlang blickte so der Lällenkönig aus luftiger Höhe auf Strom und Stadt herab und sah als stummer Zeuge Freude und Leid ihrer Bewohner. — Das Vorbild zu dem belustigenden Spielwerk mochte der unbekannte Uhrenkünstler, der es schuf, da und dort bei ähnlichen glänzenden, steinernen Fragen an Kirchen oder andern Gebäuden gefunden haben. Daß er den starren Stein durch ein „lebendiges“ Bild ersetzte, machte seine Arbeit in einer Zeit, wo solche bewegliche Figuren noch eine Seltenheit waren, zu einem vielbestaunten Wunderwerk.

Als im Winter 1813 ein großes Heer, Österreicher und Russen, auf der Verfolgung Kaiser Napoleons begriffen, unerlaubt über die Rheinbrücke durch unsere Stadt zog, da heiterten sich die verdrossenen Mienen der todmüden und durchnäßten Krieger plötzlich auf und verzogen sich zu einem unbändigen Lachen, als ihnen der Lällenkönig seine Frage wies.

Schon früh schmückte das Volk die Bedeutung des Lällenkönigs sagenhaft aus. So galt er als Erinnerungszeichen an einen Basler Bürgermeister, der im dreizehnten Jahrhundert die Stadt dadurch vor Verrat gerettet haben soll, daß er alle Stadtuhren um die eine Stunde vorrücken ließ, welche zur Ausführung des überfalls bestimmt gewesen sei.

Gemeinhin wurde auch behauptet, daß Herausstrecken der Zunge bedeute die Verachtung Großbasels gegenüber Kleinbasel, wie noch vor achtzig Jahren ein Kleinbasler Dichter sang:

Dä spöttisch Gsell het allewyl
's Klaibasel fir die langi Wyl
verspottet mit der Zunge.

Diese vielverbreitete Meinung kommt heute noch beim Umzug des „Vogel Gryff“ zum Ausdruck. Wenn nämlich der Wilde Mann den Rhein hinunterfährt, hat er darauf zu achten, daß er beim Tanz auf den zusammengebundenen Weidlingen Großbasel stets den Rücken zugehrt. Damit soll das Wappentier den Widerspruch der Kleinbasler gegen den Vällenkönig ausdrücken.

Schon seit Jahrzehnten ist der Vällenkönig aus dem Stadtbild verschwunden. Als man im Jahre 1839 das uralte Rheintor abbrach, da war es auch mit der Herrlichkeit des unhöflichen Königs aus. Er fand im Historischen Museum über dem Türeingang ein Plätzchen, wo er jetzt noch mit seinen Gebärden die Besucher ergötzt und erschreckt.



108. Stadtbewachung.

Schon seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wachten über der Stadt allnächtlich auf dem Turme der Martinskirche und auf dem Münsterthurm besoldete Wächter. Für jeden Turm waren es ihrer zwei, die sich Nacht für Nacht ablösten. Mit ihrem Horn bliesen sie die Stundenzahl. Falls sie irgendwo ein ausbrechendes Feuer sahen, so hatten sie Sturm zu läuten und zu „hurnen“. Ihr Wachtdienst begann, wenn abends vom Münster das Betglöcklein ertönte und währte bis morgens, da die gleiche Glocke das Zeichen zum Öffnen der Stadttore gab.

Das Öffnen und Schließen der Tore besorgten bei jedem derselben zwei ehrbare Bürger, welche die Tor Schlüssel über Nacht bei sich verwahrten. Diese „Torhüter“ oder „Schlüssel“ erhielten für ihre Mühe jeweilen auf Ostern ein Lamm. Später hatte jedes Tor seinen besonderen Hüter, der auch den Zoll erhob und nebenbei sein Handwerk trieb.

Für die nächtliche Sicherheit der Stadt sorgte besonders die Scharwache. Sie bestand aus vierundzwanzig bewaffneten Bürgern, die von den Zünften abwechselnd gestellt wurden. Vom Rathhaus aus machten sie ihre Rundgänge durch die Stadt, bis der Tag anbrach. Schweigsam sollten die Scharwächter durch die dunkeln Gassen streifen und ihre Hellebarde auf der Schulter tragen und nicht daran einerschreiten wie an einem Pfost! Denn da seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Gassen nach und nach gepflastert wurden, verursachte die herkömmliche Gangart weit mehr Geräusch als früher. Wen die Scharwächter des Nachts auf der Gasse ohne Licht trafen, den mußten sie verzeigen. Vor allem aber hatten sie auf Feuergefähr oder Feindesanschlag zu achten.

Wie die Scharwache für die nächtliche Sicherheit Sorge trug, so hielten bei Tage die vier Ratsknechte und die acht Wachtmeister die Ordnung in der Stadt aufrecht. Neben ihrem Wochenlohn erhielten sie alljährlich auf Weihnachten einen Rock von schwarzweißem Tuch.

Jeden Freitag und Feiertag mußte ein Wachtmeister auf der Rheinbrücke stehen und etwaige „Feldsüche“, d. h. mit dem Ausatz behaftete Kranke, aus der Stadt treiben.

109. Nachtbildchen.

Es kreuzen sich drei Gassen
am alten Lindenbaum,
der Vollmond gießt den blaffen
Goldschein aus blauem Raum.
Die Menschen in den spitzen
Schlafmützen kommen für,
Gespräche haltend sitzen
sie lang noch vor der Thür.

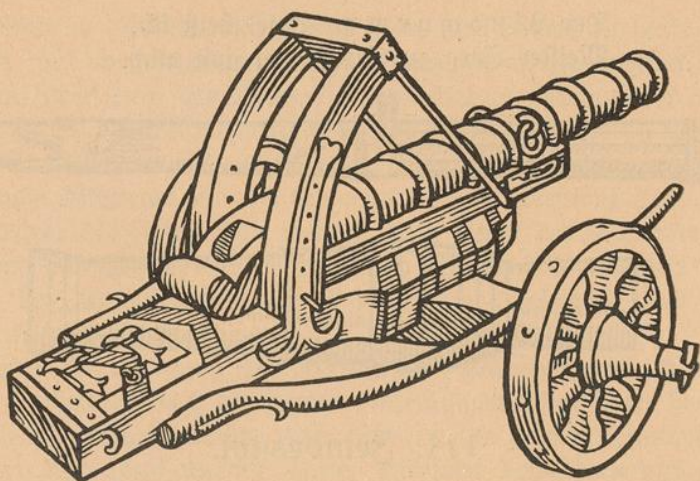
Im Schirme der berühmten
Stadtscharwacht ist gut ruhn!
Mondhell glühn die geblühten
Schlafkröcke von Kattun. —
Nachtwächterhorngeschmetter
scheucht all ins Bett mit Macht.
Und Nachbar, Was und Better,
sie wünschen sich: Gut Nacht!

110. Geschütze.

Vor der Erfindung des Schießpulvers verwendete man bei Belagerungen große hölzerne Wurfmaschinen, die gewaltige Steine schleudern konnten. Auch Basel besaß solche „Gewerfe“. Das größte derselben erforderte zu seinem Transport nicht weniger als vierzehn, je mit sechs Pferden bespannte Wagen.

Schon frühe aber bediente sich Basel zu seiner Verteidigung und für seine Feldzüge der Feuerbüchsen. Diese Kanonen waren der Stolz der Stadt, hatte doch keine der benachbarten Städte Landauß, Landab, nicht einmal das kriegsgewaltige Bern, so viele und treffliche Geschütze. Vor manchem feindlichen Ort donnerten die berühmten Basler Kanonen. Manche trotziges Ritterburg bezwangen sie und machten die Macht des hochmütigen Adels zu Schanden.

Diese „Donnerbüchsen“, die stärkste Waffe einer freien Stadt, hatten in den Augen ihrer Besitzer gleichsam Leben. Dar-



um trug jede ihren besonderen Namen. Er wurde gewöhnlich mit einem Spruch am Geschützrohr aufgegossen oder darauf gemalt. Vernehmet einige dieser uralten Basler Geschützinnschriften:

Ich bin der Löw und heiß Spaltmauer,
mein Schießen ist stark und sauer.

Der R ü d e bin ich genannt,
mein Vellen zerbricht Mauer und Wand.

Ich heiß der Strauß, ist nicht erlogen,
von Gransee (Grandson) bin ich hergeflogen.

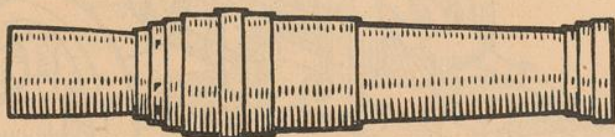
Ich heiß der Drach Ungeheuer,
was ich schieß, das thu ich mit Feuer.

Ich heiß der Rauch,
ich schieß ein Stein aus meinem Schlauch,
mit starkem Gewalt
und erschreck Jung und Alt.

Ich bin die Rennerin, mit schneller M
brich ich Städt und Mauern viel.

Ich heiß der Widder
und stoß Städt und Schlöffer nieder.

Der Lindwurm zu Basel heiß ich,
Meister Zerg zu Straßburg goß mich.



111. Feindesnot.

Galt es im Mittelalter für eine Stadt schon im Frieden stets auf der Hut zu sein, wie viel mehr erst in den Zeiten „sorglicher Läufe“, d. h. wenn ein Überfall, eine Belagerung oder gar ein Aufruhr im Innern drohte. Solche Gefahr tat das Stürmen der *Ratsglocke* auf dem Rathaushaus kund, später das Sturmzeichen mit Trommel und Trompete.

Da hatten alle waffenfähigen Bürger im Harnisch nach dem Marktplatz zu rennen und sich dort zunftweise zu ordnen. Die an den Häusern angebrachten Zunftwappen wiesen jeder Zunft ihren Sammelplatz.

Vor dem Rathaus aber nahmen die Häupter der Stadt mit dem entfalteten Stadtbanner Aufstellung, bei ihnen die Räte und vornehmen Achtbürger. So hatte der Rat die ganze Kriegsmacht unter seinem Befehl beisammen, entweder zum Auszug zur Feldschlacht oder um die Mannschaft auf die Mauer zu schicken.

Zum Schutze des Sammelplatzes waren an sämtlichen Zugängen des Marktes eiserne Ketten angebracht in der Höhe, daß kein Pferd sie überspringen konnte. Sie wurden im gegebenen Fall über die Gassen gespannt und mit Schlössern befestigt. Derart hütete man den Marktplatz vor dem „überrennen“. In der Folge wurden noch an andern Gassen und an den Toren der innern Stadt solche Sperrketten verwendet. Ihr letzter Rest, die Kette am Schlüsselberg, ist teilweise noch heute vorhanden.

Galt es die Ringmauer und Tore zu schützen, so hatte jede Zunft ihr vorgeschriebenes, bestimmtes Verteidigungsstück. Zu diesem Zweck war der Mauerring mit seinen Türmen in fünf Teile geteilt. So hüteten die Weinleute und Rebleute die Strecke vom St. Albantor bis zum Äschentor, die Hausgenossen und Krämer vom Äschentor bis zum Steinentor. Vom Steinentor bis zum Spalentor des Feindes zu wehren, war Sache der Schuhmacher, Gerber und Weber usw. Der Schutz Kleinbasels war den dortigen drei Gesellschaften zur „Häre“, zum „Rebhaus“ und zum „Greifen“ anvertraut.

Zur Verteidigung des weitläufigen Mauerringes schien es aber notwendig, auch den letzten wehrfähigen Einwohner herbeizuziehen. Deshalb mußte jeder Bürger, der fremde Handwerksgefelln oder sonst Knechte hatte, dieselben bewaffnen und ausrüsten, so gut er es vermochte, und bei jedem Alarm mitbringen. Ebenso wurden alle Auswärtigen von nah und fern, welche bei drohender Kriegsgefahr mit ihrer Habe in die Stadt flüchteten, zum Waffendienst verpflichtet.

Alle diese Maßregeln geben Zeugnis von der unerbittlichen, fast nie ruhenden Feindschaft, der unsere Stadt jahrhundertlang ausgesetzt war. Sie zeigen aber auch, wie Basel seine Bürgerschaft im Kampfe um das Teuerste — um die Heimat — erzog und stählte.

112. Feuersnot.

Brach in der Stadt Feuer aus, dann wurde mit allen Kirchenglocken gestürmt. Da mußten die Bürger bewaffnet auf den Marktplatz eilen; denn Feuersnot bedeutete im Mittelalter sehr oft zugleich Feindesnot, und Brandstiftung war ein beliebtes Mittel, um gegen eine Stadt einen feindlichen Anschlag auszuführen.

Während die bewaffnete Bürgerschaft auf dem Marktplatz wartete oder die Ringmauern besetzte, ritten bestimmte Rats Herren zum Feuer, um die Löscharbeiten zu leiten. Nach der Brandstätte zogen in erster Linie auch die Handwerker der Zimmerleutenzunft mit Äzten und Leitern. Das Umsichgreifen

des Brandes konnte oft einzig dadurch verhütet werden, daß man die umliegenden Gebäude in Eile niederriß.

Bis ins sechzehnte Jahrhundert standen zum Löschen noch keinerlei Spritzen zur Verfügung, sondern nur lederne Eimer und Holzzuber. Das Wasser wurde aus den nächsten Brunnen genommen oder in Leitfässern herzugeführt. Jeweilen acht Knechte von jeder Zunft unter der Leitung von vier Zubermeistern suchten da des Feuers Herr zu werden. Von den Zünften waren auch Männer geordnet, welche die an fünf verschiedenen Orten der Stadt aufgehängten Feuerhaken herbeitrugen. Diese dienten zum Niederreißen der brennenden Hausteile. Jedermann aber, der an seinem Haus einen Kienleuchter oder eine Harzpfanne hatte, mußte diese anzünden, damit die Hilfeleistenden sich in den sonst stockfinstern Gassen zurechtfinden. Diejenigen, welche mit einem Löscherät versehen, zuerst auf dem Brandplatz erschienen, erhielten vom Rat besondere Belohnung. Saumselige und Fehlbare hingegen wurden mit Geldbußen bestraft. Auch einer der Ratschreiber fand sich stets mit seinem Schreibzeug ein, um müßige Gaffer, Mann und Weib, zu notieren und dem Rat zu verzeigen.

Da früher die Häuser der Stadt größtenteils nur aus Holz gebaut und ihre weit vorstehenden Dächer nur mit Schindeln gedeckt waren, wurde Basel mehrmals durch große Feuersbrünste schwer geschädigt. Schon 1258 war Großbasel durch einen Brand wohl zur Hälfte zerstört worden. Zweimal, 1327 und 1354, verbrannte Kleinbasel. Schrecklich wütete dann das Feuer beim großen Erdbeben. Verheerender aber war das Ereignis vom Jahre 1417:

In der Streitgasse brach infolge Brandstiftung Feuer aus. Es griff nach der Freienstraße über, wütete gegen den Münsterplatz hin und die St. Albanvorstadt hinaus. Nur die Kirche und vier Häuser blieben dort verschont. Elf Menschen kamen elend in den Flammen um, über zweihundertfünfzig Hoffstätten lagen in Asche!

Weit im Lande ringsum erregte das Unglück die Teilnahme der Nachbarn und Freunde. Der Kaiser, Fürsten und Städte bezugten durch Boten und Briefe ihr Mitgefühl. In der schönsten Weise aber tat sich die Stadt Delsberg hervor. Sie schenkte den

Baslern zum Aufbau der zerstörten Stadtteile einen hundertjährigen Wald bei Saugern (Soyhières) und bahnte dort selbst einen Weg zur Abfuhr des Holzes. Das war treue Hilfe in der Not.

Der Rat von Basel aber erließ von da an strenge Gesetze über den Bau der Häuser. Lange Zeit wurde auch allen im Rathaus ausgerufenen Bekanntmachungen der mahnende Spruch beigefügt:

Hüetet Für und Niecht,
daß unser aller Gott hüet!

113. Istein.

Im Jahre 1409 lag Basel im Streite mit Oesterreich. Die Fehden mit dem umliegenden österreichischen Adel waren für die Stadt eine schwere Last. Basler Kaufleute wurden in allen österreichischen Gebieten aufgegriffen und ihrer Warenzüge beraubt. Die Basler brannten den Edelleuten dafür die Dörfer nieder.

Im Herbst legten sich die Basler mit großer Macht zu Ross und zu Fuß vor die Feste Istein, die der Edelknecht Burkhard Münch von Oesterreich als Pfand besaß. Die Feste bestand aus zwei Burgen. Die eine lag unten am Rhein, die andere oben auf der Höhe des Felsens. Auf beide Schlösser richteten die Belagerer nun ihre großen Donnerbüchsen und „ließen das grobe Geschütz vom Morgen bis Nachmittag also ernstlich darein gehen, daß dieser Tonder weit und breit im Lande erschallete“. Eine der Büchsen zersprang und tötete etliche der Bedienungsmannschaft.

Nach der Beschießung schritten die Städter entschlossen zum Sturm. In kühnem Anlauf wurde die untere Feste erstürmt und die Besatzung theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Darauf öffneten die Verteidiger der obern Burg freiwillig ihre Tore und übergaben das Schloß den Siegern.

Damit inskünftig das verhaßte Schloß den Baslern keinen Schaden mehr bringen konnte, wurde es von ihnen nach dem Friedensschluß geschleift. Ringmauern und Einbauten warf man kurzerhand in den Rhein. Die Quadersteine des mächtigen Turmes aber wurden nach Basel geführt und beim Riehentor zum Bau

eines Eckturmes der Stadtmauer verwendet. Von Istein blieb nichts stehen als die beiden Burgkapellen.

385 Teilnehmer, die von sich aus auf Seite der Basler mitgezogen waren, wurden zum Dank dafür zu Bürgern gemacht. Denn jeder, der auf eigene Kosten an einem Kriegszug für die Stadt teilnahm, verdiente sich von altersher das Bürgerrecht.

114. Der St. Jakober Krieg.

Das Rahe der Armagnaken.

Es war im Hochsommer des Jahres 1444. Die Drohung Österreichs, daß man ein großes, fremdes Volk wider die Schweizer ins Land bringen werde, war Wahrheit geworden.

Das Elsaß hinauf nahte der französische Kronprinz, der Dauphin oder „Delphin“, wie ihn die Basler nannten. Der zwanzigjährige Königssohn gebot über ein kriegsgeübtes, wildes Heer, die Armagnaken. Das Volk nannte diese welschen Kriegsteute wegen ihrer Greuelthaten nur die „Schinder“.

Jetzt sah Basel plötzlich diese furchtbare Gefahr vor seinen Toren. Haufe an Haufe fechtbaren Volkes rückte heran und füllte das Leimental und das Birstal bis hinauf gegen Pfeffingen. Weg und Steg weit herum waren völlig unsicher. So wurden sechs Knechte, welche Basel als Söldner zu Hilfe ziehen wollten, durch Burkhard Münch von Landskron in der Nähe Kleinbasels gefangen genommen, an Rähne gebunden und durch den Rhein geschwemmt. Einige dieser Knechte kamen tot an das andere Ufer; die überlebenden ließ man im Kerker zu Altkirch verschmachten. Bereits waren auch etliche Basler, die sich vor die Stadt hinausgewagt hatten, gefangen oder niedergestochen worden.

Die Stadt war in gewaltiger Aufregung. War es doch landkundig, daß Basel den ersten Stoß erleiden sollte.

Aber mit Umsicht hatte der Rat seine Vorbereitungen zum Schutze der Seinen getroffen. Schon seit Wochen waren die Tore für jeden offen gestanden, der Leib und Gut hereinflüchten wollte. Vor den fremden Peinigern fliehend, waren aus dem Sundgau Bauern, Weiber, Kinder, Dienstvolk gekommen, um fortan Lieb und Leid mit der Stadt zu teilen. Doch verlangte der Rat, daß

die Flüchtlinge genügend Lebensmittel mitbrachten. Das galt vor allem vom Korn für das tägliche Brot. Von Haus zu Haus wurden die Getreidevorräte aufgeschrieben, die öffentlichen Kornspeicher gefüllt und sorgfältig bewacht. Auf dem Rheine wurden zwei Schiffsmühlen erbaut, um das Getreide mahlen zu können, wenn etwa die Feinde sich der Teiche bemächtigen sollten.

Schwere Sorge in der von Fremden aller Art überfüllten Stadt bereitete die Feuerz Gefahr. Darum wurde das Backen bei Nachtzeit streng verboten, ebenso das Dreschen bei Licht. In jedem Hause mußten Eimer mit Wasser bereitstehen. Um Brandstiftung zu verhüten, erging auch der Befehl: „Wer jemand sehe um Schüren schleichen und gucken und argwöhnlich lugen und umschauen, Tag oder Nacht, den solle man in ein Kessien (Gefängnis) führen und dabehalten.“

Besonnen führte der Rat auch die eigentlichen Kriegsvorbereitungen durch. Harnische und Waffen wurden bereit gemacht, Schießpulver und Steinkugeln für die Büchsen und Geschütze hergestellt und angeschafft. Beim Mahen der Schinder verrammelte man sämtliche Tore; nur das Spalentor und das Äschentor blieben für Auszüge geöffnet. Die Stadtmauern und Türme wurden in Verteidigungszustand gesetzt und mit Büchsen bewehrt, neue Bollwerke und Lezenen aufgeführt. Alle Zäune, Garten- und Rebhäuslein in der Nähe der Ringmauer mußten abgetragen und alle Bäume, die über armsdick waren, umgehauen werden. Rings um die Stadt herum wurden Fußeisen gelegt.

Damit man in der Stadt der gefährlichen Leute los werde, wurden alle fremden Bettler und leichtfertigen Buben aus der Stadt verjagt. Niemand durfte einen Fremden hausen und hofen, sondern alle Fremden mußten in Wirts- und Kochhäuser gewiesen werden. Die Stadt wurde in vier Quartiere geteilt. Jedem derselben standen zwei erprobte Männer vor, welche über die Handhabung jener Ordnungen zu wachen hatten.

Basel schrieb auch um Hilfe und Trost an den deutschen König und an Fürsten und Städte des Reiches. Aber der Stadt wurde keine Hilfe zuteil. Von allen Seiten wurde sie trostlos gelassen, außer von den Eidgenossen. Diese retteten durch ihren Heldenkampf unsere Vaterstadt.

Die Schlacht.

Den Verlauf des blutigen Tages von St. Jakob erzählt uns ein Basler Zeitgenosse und Augenzeuge, Hans Brüglinger, der Meister der Brotbeckenzunft.

Wohl dreizehnhundert der Eidgenossen zogen am 25. August 1444 nachts von der Farnsburg und kamen um Mitternacht gen Liestal. Dort schlossen sich ihnen die geradsten Mannen an, daß ihrer bei fünfzehnhundert waren. Die Schinder wurden durch ihre Späher ihrer inne, machten sich auf die Gänge und zogen nach den Matten bei Pratteln. Nach rückwärts schickten sie Botschaft zu allen Herren, die Schweizer seien im Felde.

Also griffen die Eidgenossen den Feind bei Pratteln an. Die Schinder nahmen die Flucht. Die Eidgenossen eilten ihnen nach, in Unordnung, wie jeder am besten laufen mochte. Ein Diener, den die Basler auf Rundschau ausgesandt hatten, riet ihnen zur Umkehr, denn des feindlichen Volkes sei zu viel. Den erstachen sie, obwohl er sie in gutem gewarnt hatte.

So kamen die Schweizer an die Birz und sahen vor sich der Armagnaken Harste zu Gundoldingen halten. Da sammelten die eidgenössischen Hauptleute die Ihrigen und mahnten sie bei ihren Eiden, nicht weiter zu ziehen. Aber es half nichts. Die Leute verweigerten den Gehorsam und wagten sich über das Wasser.

Zur selben Stunde ließ man in Basel in den Rat läuten und wurde nach kurzem einig, mit dem Banner auszuziehen. Mit ganzer Macht rückte man zum Tore hinaus, in großer Begierde, den Schweizern zu Hilfe zu kommen.

Als man zum Kapellchen (beim jetzigen Denkmal) gelangte, mahnte Conrad Dürr, der Führer der Basler Reifigen, nicht weiter vorzudringen. Er hatte zuvor die Stellung und Stärke des Feindes ausgekundschaftet. Auf dem weiten Feld rannten Eidgenosß und Schinder mit Hieb und Stich gegeneinander. Zugleich sahen die Unsrigen, wie ein Teil der Armagnaken einen Keil bildete, um sich zwischen die Basler und ihre Stadt zu drängen. So befahlen Hans Rot, der Bürgermeister, und Hans von Laufen, der Hauptmann, den Rückzug; denn anders wären wir um Leib und Gut und um die Stadt gekommen. Mit Fammern zogen wir über die Fallbrücke wieder zum Tor hinein und mußten

unsere guten Freunde Gottes Gnaden warten und erschlagen werden lassen, ohne es leider wenden zu können. Da des bösen Volkes so viel war, gebot man zur Stund jedermann, an den Ort zu gehen, da er hingeordnet war, auf Mauern und Lehenen, damit wenn die Feinde einen Mutwillen begehen wollten, ein jeder dem zu wehren wüßte.

Draußen aber fochten sie miteinander bis um die Vesperzeit. Die Eidgenossen, so viele ihrer noch waren, legten sich in das Siechenhaus und in den Garten. Da stießen die Schinder das Haus an und verbrannten es. In die Mauer, die um den Garten ging, ließen die Herren Löcher brechen und mit Büchsen unter die Schweizer schießen, daß ihrer viele verwüstet wurden. Also gewannen sie die Eidgenossen, und lagen derselben auf der Walstatt vielhundert herrlicher, gerader Mannen, als wir und die ganze Eidgenossenschaft haben mochten. Dies alles geschah im 1444sten Jahr nach Christi Geburt am Mittwoch nach St. Bartholomäustag.



Friede und Kriegsfolgen.

Nach der Schlacht gelüstete es den Dauphin nicht mehr, weiter in das Schweizerland einzudringen; hatte er doch, um ein elendes Siechenhaus zu brechen, ein Heer opfern müssen. Er schloß mit der Stadt Basel Frieden.

Nun konnten die Basler wieder in das Elsaß fahren, um die Feldfrüchte von ihren Gütern zu holen. Auf ihre Wagen pflanzten sie Fähnlein mit dem Baselftab oder mit des Dauphins Wappen. Die bewaffnete Begleitung bildeten Armagnaken! Diese kamen, nun nicht mehr als Feinde, auch selbst in die Stadt, kauften sich Schuhwerk und Zeug zu Kleidern. Man sah diese Fremden in Herbergen und Badstuben sich gütlich tun. Manche Einwohner handelten sogar den raubgierigen Gesellen die anderwärts gestohlenen Sachen ab. Da hatte jung und alt in der Stadt Gelegenheit, Franzosen und Engländer, Spanier und Lombarden zu bestaunen; denn aus Leuten aus aller Herren Länder setzte sich das Armagnakenheer zusammen.

Noch dachten die zuchtlosen Scharen nicht ans Fortgehen. Vorerst genossen sie den reichen Herbst im Elsaß und begannen, sich ungefragt für den Winter in unserer Nachbarschaft einzurichten. Jetzt merkten die österreichischen Adelligen erst, welch schlimmen Gast sie in ihr Land gerufen hatten; denn Edelmann und Bauer litten unter der furchtbaren Plage.

Erbitterung gegen den Dauphin ergriff den einheimischen Adel. So verhaßt und schimpflich wurde der Name Delphin, daß ihn der Ritter Hermann von Eptingen einem seiner Hunde gab. Besonders waren die Edelleute erbost, weil der Dauphin sich mit Basel vertragen hatte, während sie ihrem Haß gegen die reiche Krämerstadt weiterhin den Lauf ließen. Aber auch bei Basels Bürgern blieb der Groll gegen die Junker wach. Wer in der Stadt die Pfauenfeder trug, dem wurde sie heruntergerissen. In blutigen Kriegszügen rächte sich Basel an den Herren, welche den Schindern den Weg gewiesen hatten. In den Gassen aber spielten die Buben Krieg. Mit Fähnlein zogen sie gegeneinander zu Feld; die einen nannten sich „Estrich“, die andern „Schwyzer“.

Erst mit dem kommenden Frühling zogen die Armagnaken allmählich aus der Umgegend. Sie ließen ein verwüstetes Land und Elend und Jammer zurück.

Basel aber vergaß den Eidgenossen seine Rettung nicht. Die schönste Frucht, die auf dem blutgetränkten Ager von St. Jakob aufging, war der Eintritt unserer Vaterstadt in den Schweizerbund im Jahre 1501.

115. Blochmont.

Ob der Straße, die von Pfirt nach Delsberg führt, ragte einst das feste Schloß Blochmont empor. Dort saß um das Jahr 1449 der Edelmann Hermann von Eptingen. Schon im Armagnakenkrieg hatte er sich als tätiger Gegner Basels erwiesen. Nun trat er offen als Feind gegen die Stadt auf und schickte ihr seinen Absagebrief. Den Unterschriften der trotzig Edelleute waren zum Hohne der Basler auch noch die Namen der beiden Schloßhunde „Schwoh“ und „Delfin“ beigefügt.

Solchen Schimpf galt es zu rächen. Auf den Zunfthäusern wurden die Fahnen herausgehängt, welche unter die Waffen riefen. Erregt sammelte sich die Bürgerschaft auf dem Marktplatz und verlangte stürmisch das Zeichen zum Ausmarsch. Ohne die Befehle des Rates abzuwarten, zogen mehrere Zünfte und die Kleinbasler aus. Ihnen ließ der Rat die übrige Mannschaft mit Stadtbanner und Geschütz nachrücken.

Drei Tage lagen die Basler vor Blochmont und untergruben wirksam die Burgmauern. Hart bedrängt ergab sich der hochmütige Junker mit der ganzen Besatzung gegen Zusicherung des Lebens. Jedoch die Basler Mannschaft forderte seinen Tod. Mit Mühe erlangten die Hauptleute, daß die Gefangenen nicht sofort hingerichtet, sondern nach Basel geführt wurden, wo der Rat über ihr Los entscheiden sollte. Das Schloß aber wurde sogleich geplündert und „gespickt“, d. i. mit brennbaren Stoffen gefüllt und angezündet. Als der von Eptingen seine Burg lichterloh brennen sah, rief er weinend: „Ach, daß Gott erbarm, wäre ich nie geboren worden, um solches Leid zu sehen.“

Am folgenden Morgen wurden die Gefangenen in möglichst demütigender Weise nach Basel geführt. Den Zug eröffnete der von zwei Fußknechten gehütete Schloßhund „Delfin“. Auf ihn folgten, gleichfalls zwischen zwei Wächtern, der Burgherr mit gefesselten Händen und die übrigen vierzehn Gefangenen, alle hintereinander an ein Seil gebunden. In Basel angelangt, wurden sie im Spalentor in die „Kefien“ gelegt. In banger Sorge sahen die Gefangenen dem Entscheid des Rates entgegen. Da traf in Basel die Kunde ein von dem inzwischen mit Osterreich geschlossenen

Frieden. Dieser Vertrag rettete den Blochmonter vor dem Tode. Er und seine Spießgesellen mußten freigelassen werden.

Die Burg Blochmont jedoch erhob sich nicht mehr aus ihren Trümmern. Denn gleich nach dem Brande wurde das Mauerwerk durch baslerische Werkleute zu Fall gebracht. Doch ließ man absichtlich einige Mauerstücke als warnendes „Wahrzeichen“ stehen.

116. Der Petersplatz.

Im alten Basel standen die hochgiebeligen Häuser eng aneinander gebaut. Straßen und Gassen waren schmal und winklig. Denn je geringere Ausdehnung die Ringmauer um die Stadt herum hatte, um so besser war sie zu verteidigen.

Doch besaß Basel unter seinen wenigen freien Plätzen einen, der stets auf das sorgfältigste durch die Stadtknechte gepflegt wurde. Er besteht heute noch, und ihr kennt ihn alle von der Messe her; es ist der Petersplatz, früher kurzweg der „Platz“ genannt.

Ursprünglich gehörte er dem Peterstift als Garten. Schon im Jahre 1277 ließen ihn die dortigen Chorherren mit Bäumen bepflanzen. Nach dem großen Erdbeben diente der Platz eine Zeitlang als Marktplatz; überhaupt wurde er schon frühe dem Volk zugänglich gemacht.

Da strömte die Bürgerschaft bei festlichen Anlässen oder zu Tanz und Spiel zusammen. Hier liefen die jungen Leute um die Wette. Die einen übten sich im Ringkampf und Speerwerfen. Andere schossen mit dem Eibenbogen oder schleuderten den schweren Feldstein. Auch Rosse wurden hier gebändigt, eingetrichtert und eingefahren. Auf diesem Platze mochte einst der gefeierte Basler Boppo seine Körperkraft gezeigt haben, welche der von mehr denn zwanzig Männern gleichgekommen sein soll.

Die jungen Frauen und Töchter aber sangen, warfen den Ball, vergnügten sich mit Reigentänzen oder flochten Kränze für die Sieger im wagemutigen Wettspiel.

Der Rat scheute keine Kosten, um in diesem öffentlichen Lustgarten einen schönen Baumbestand heranzuziehen. Mit Stützen, Reifen und Bändern wurden einzelne Lindenkrone zu lauben-



artigen Gängen gezogen. Junge Bäume umgab man zu ihrem Schutz mit Dornen. Durch strenges Verbot hielt man Hühner und andere Haustiere dem Ort fern.

Die Hauptmerkwürdigkeit des Platzes war eine gewaltige Eiche, sehenswert durch ihr Alter und die kunstreiche Art ihres gezogenen Astwerkes. Dasselbe bildete gewissermaßen drei Stockwerke. Eine hölzerne Stiege führte zu dem beschatteten obersten Raum hinauf. Unter diesem Baum erwies die Stadt fremden, vornehmen Gästen die Ehre. Hier hielt z. B. 1473 Kaiser Friedrich mit dem jungen Maximilian und glänzendem Gefolge im Beisein des Rates ein köstliches Mahl. Der dreißigjährige Krieg brachte der Wundereiche den Untergang. Beim Bau neuer Befestigungswerke wurde sie 1632 umgehauen. Trotzdem blieb der Petersplatz der Lieblingssort der Bürgerschaft. Nicht weniger schätzten ihn die oft in Basel anwesenden Markgrafen von Baden. Ihr fürstlicher Palast, das heutige Spital, stand ja in nächster Nähe. Einst spazierte der Markgraf Karl über den Platz. Er

begegnete einem armen Bürger, der reimen konnte. Der Fürst sprach ihn an und befahl ihm, einen Reim zu machen. Ohne langes Besinnen sagte der Basler:

Gnädigster Herr und Fürst,
mich hungert, friert und dürst.

Lächelnd entfernte sich der Markgraf, während der arme Schlucker seiner Arbeit nachging. Wie er aber abends nach Hause kam, fand er als Geschenk des leutseligen Fürsten einen Wagen voll Holz, ein Fäßchen Wein, einen Sack Mehl und ein Goldstück.

Unberührt steht der Petersplatz heute noch. Nach wie vor wölben sich grüne Baumkronen über ihn, und aus dem Munde spielender Kinder tönt es lustig:

Wie-n-e freie Spaz
uff em Petersplatz
flieg i um, und 's wird mer wohl
wie im Buebekamisol
uff em Petersplatz.

117. Die Pfalz.

Aber uff der Pfalz
alle Güte gfallt's,
o, wie wächsle Bärge und Tal,
Land und Wasser überal
vor der Basler Pfalz.

So sang vor mehr als hundert Jahren der Dichter Johann Peter Hebel, und noch heute ist der schattige Platz hinter dem Münster einer unserer schönsten Aussichtspunkte.

Wißt ihr aber auch, was Pfalz bedeutet, und warum die Terrasse hinter dem Münster diesen merkwürdigen Namen trägt? Pfalz nannte man im Mittelalter einen königlichen Hof oder Palaß, wie der König solche in manchen Städten des alten deutschen Reiches besaß. Pfalz oder Pfalenz hieß seiner Stattlichkeit wegen aber auch der nahe beim Münster gelegene Hof des Bischofs. Von diesem bischöflichen Wohnsitz, der im Jahre 1346

infolge eines Erdstoßes zusammenbrach und in den Rhein stürzte, trägt der heutige Platz den Namen Pfalz.

Wer im vierzehnten und noch im fünfzehnten Jahrhundert auf die Pfalz kam, dem bot dieselbe einen ganz andern Anblick dar, als heute. In sechs Terrassen senkte sie sich allmählich gegen den Strom hinunter.

Gegen den Münsterplatz war die Pfalz durch eine Mauer abgeschlossen. über der daran angebrachten Pforte sah man in Steinbildern die Geburt Jesu und die Weisen aus dem Morgenlande dargestellt.

Vor Zeiten geschah auf der Pfalz einmal eine wilde, grausame Tat. Als 1327 ein Bote des Papstes dessen Erlasse gegen den damaligen Bischof Hartung Münch in Basel zu verkünden wagte, wurde der Gesandte von den ergrimmtten Baslern verfolgt und über die Pfalz in den Rhein geworfen. Der Mann hielt den Sturz aus und suchte sich durch Schwimmen zu retten. Aber seine Verfolger setzten ihm in Rähnen nach und erschlugen ihn im Wasser.

Die Pfalz sah im Mittelalter aber auch fröhliches, lustiges Treiben. Wenn mit dem Aschermittwoch die alte Fastnacht zu Ende ging, dann zogen den folgenden Sonntag noch einmal die Jungknaben mit lodernnden Fackeln durch die nächtliche Stadt zur Pfalz hinauf. Dort schleuderten sie ihre brennenden Holzscheiben im weiten Bogen in den Rhein.

Im Jahre 1467 begann der völlige Umbau der Pfalz. Unmittelbar am Rhein fing man an, die „Pfundamente“ zu graben und legte in dieselben bei vierhundert großer Quadersteine. Nachdem aber 1502 wieder ein Teil der Pfalzmauer eingestürzt war, wurde sie im folgenden Jahrzehnt in ihrer jetzigen Gestalt erbaut.

Jahrhundertlang rechte auf der Pfalz eine Linde ihre Krone. Sie bildete mit ihrem laubenartig gezogenen, auf Säulen ruhenden Astwerk von siebenzig Schritten im Umkreis ein Schaustück des alten Basel. Nach der Vollendung des Pfalzbaues im Jahre 1512 ließ die Obrigkeit den Baum am Fuße des Stammes mit einem Steinwerk umgeben. Eine daran angebrachte Inschrift des Dichters Glarean pries die aussichtsreiche Stätte.

Fast drei Jahrhunderte stand diese Pfalzlinde. Im Jahre 1734 fiel sie, da der Stamm ganz verfault war. An Stelle der Linde setzte man zehn junge Roßkastanienbäume. Diese Baumart war in jenen Jahren in Basel erstmals als Seltenheit auf dem Bäumli- und Wenkenhof bei Riehen angepflanzt worden.

Heute schmücken jüngere Kastanienbäume die Pfalz, die mit ihrem Namen an eine längst vergangene, bedeutsame Zeit erinnert.

118. Aus der ältesten Stadtbeschreibung.

Auf dem Bruderholz heißt eine neue Straße Aeneas-Sylvius-Straße. Ihr Name erinnert an einen berühmten Teilnehmer der großen Kirchenversammlung (1431—1448) zu Basel, an den Italiener Aeneas Sylvius. Er wurde später Papst. Fast ein Jahrzehnt weilte er während des Konzils in Basel. Da lernte er Land und Leute wohl kennen. Aus seiner Feder stammt die älteste Beschreibung der Stadt.

Hören wir, was dieser gelehrte Mann vor bald fünfhundert Jahren über unsere Stadt und ihre Bewohner schrieb:

Großbasel ist kunstvoll auf zwei Hügeln und in dem dazwischen liegenden Tal erbaut. Alles ist wie aus einem Guß, da die Stadt zuvor durch Erdbeben verschüttet ward. Die Kirchen weisen zwar keinen Marmor auf; doch sind sie aus gutem Material gebaut und ziemlich schmuckvoll. Auch die Grabstätten des Adels wie der Bürgerlichen erfreuen sich ansehnlichen Schmuckes. An den Wänden der Gotteshäuser hängen die Wappenschilder der vornehmsten Leute. Die Dächer der Kirchen bestehen meistens aus buntglasierten Ziegeln. Auch mehrere Bürgerhäuser weisen solche Ziegel auf, so daß der Anblick der Stadt aus der Vogelschau ein ungemein zierlicher ist. Die Dächer sind meist steil, wodurch die gefährliche Ansammlung allzugroßer Schneemassen vermieden werden soll. Auf den Dachfirten haben die Störche ihre Wohnung aufgeschlagen. Da nisten sie und füttern ihre Jungen. Niemand tut ihnen ein Leid an. Ja es herrscht in Basel der Glaube, wenn man den Störchen ein Junges entwende, so werfen die Alten Feuer in das betreffende Haus.



Die Bürgerhäuser sind in ihrem Außern sorgfältig unterhalten. Alle glänzen vor Sauberkeit. Sehr viele sind mit Malezeien versehen. Einige besitzen Gärten, Höfe und laufende Brunnen. Weil wegen der nördlichen Lage der Stadt der Winter sehr lange andauert und sehr hart sein kann, rühmt sich jedes Haus, ein warmes Gemach zu besitzen. Man verstand es so, sich gegen die Unbill der Natur zu schützen, indem der Boden mit starkem Eichenholz belegt wird, während Wände und Decken mit Tannensbrettern getäfelt sind. Die Fensteröffnungen werden verglast, damit die Wärme nicht verfliegt. In dieser Stube wird gespeist, die Zeit mit mancherlei Kurzweil verbracht, manchmal sogar auch geschlafen. Auch Singvögel werden in diesen Stuben in großer Zahl gehalten. Mit bunten Tüchern und reichverzierten Teppichen wird ebenfalls viel Staat gemacht. Auf den Tischen erblickt man reichliches Silbergeschirr.

Die Gassen der Stadt sind weder eng noch breit, so daß die Wagen einander ausweichen können. In der Stadt befinden sich einige nicht unachtbare Plätze, wo die Bürger sich treffen, wo alles

mögliche gekauft und verkauft wird. Auf diesen Plätzen gibt es schöne Brunnen mit herrlichem, klarem Wasser. überhaupt trifft man solche fast in allen Gassen an, hat doch in Basel fast jedes Haus einen laufenden Brunnen.

Die Ringmauern und Bollwerke möchten kaum einem kriegerischen Angriff oder gar einer regelrechten Belagerung Stand halten. Die Mauern der innern Stadt mit ihren Gräben überrufen die äußere Stadtmauer an Stärke. In Basel ist man der Ansicht, daß die Einigkeit der Bürger der beste Schutz sei; denn wo Einigkeit herrscht, vermag auch der stärkste Feind nichts auszurichten. In der Vaterlandsliebe liegt eine ungeheure Kraft, und jene ist bei den Baslern reichlich vorhanden. Alle wollen lieber sterben, als ihre Freiheit verlieren.

Die Basler sind in der Rechtsprechung streng und gerechtigkeitsliebend. Die Martern, die man den Schuldigen antut, sind sehr hart. Einige werden mit gebrochenen Gliedern auf das Rad geflochten, andere im Rhein ertränkt; manche werden verbrannt oder lebendig verstümmelt und manche im Kerker eingemauert, wo sie vor Hunger und Durst zugrunde gehen.

Die Basler sind meistens große und wohlgebaute Leute. Sie kleiden sich nicht auffallend, aber sehr anständig. Nur einige wenige Ritter tragen Purpur. Die vornehmsten und reichsten Leute der Stadt bedienen sich schwarzer Tuchkleider. Die Knaben laufen barfuß umher, und die Frauen tragen schwarze oder weiße Schuhe. Die Frauentracht ist eine einheitliche und ehrbare.

Die Menge freilich geht unordentlich, oft zerrissen und schmutzig in geringen leinenen Gewändern einher.

Die Basler halten Wort und stehen zu dem, was sie versprochen haben. Die Leute wollen lieber rechtschaffen sein als nur brav scheinen. Sie sind mit ihrem Los zufrieden, die Ausgenommenen, welche ein gar zu schmales Brot haben.

119. Pilgerfahrt.

Die schlechten Landstraßen, die Unsicherheit von Weg und Steg und der Mangel guter Herbergen machten im Mittelalter das Reisen sehr mühsam und kostspielig. Zu Pferd oder zu Schiff

zog man seine Straße, der Kaufherr wie der Stadtläufer, der Pilgrim und schweifende Spielmann so gut wie der Fürst und Kaiser. Um des Vergnügens willen reiste kaum einer. Barg schon eine kleinere Reise Mühsal und Gefahr, wie viel mehr eine weite Wanderung nach fremden Ländern.

Und doch gab es ein Ziel, das trotz seiner Ferne lockte: Jerusalem. Schon in den gewaltigen Kreuzzügen waren Basler nach dem Heiligen Land zum Kampfe gegen die Sarazenen mitgezogen. Lange Zeit prangten in der Grabeskirche zu Jerusalem die Wappenschilder zweier baslerischer Ritter, eines Mönch und eines Schaler, zur Erinnerung an ihre Taten.

Im grauen Pilgerkleid unternahmen auch später mehrfach Basler die gewagte Fahrt. So im Frühling 1440 der angesehene Ratsherr Hans Rot. Damals hatte die Pest die Stadt aufs furchtbarste verheert. „Wie beim ersten Herbstfrost in den Wäldern die Blätter fallen“, so war das Volk dahingefunken. Es hatte Tage gegeben, an denen bei dreihundert Menschen der Seuche erlagen. Die Gemüter der Überlebenden waren tief erschüttert.

Unter dem Eindruck dieses schrecklichen Sterbens geschah Hans Rots Pilgerfahrt. Anfangs März ritt er, von zwei Knechten begleitet, aus Basel über Baden, Wallenstadt dem Arlberg zu. Dort begannen die Fährlichkeiten der Bergreise. Ein Schneesturm überraschte die Reiter. Mit drei weitem gedungenen Knechten, die den Weg bahnten, ging es der Höhe zu. Pferde und Knechte fielen bis an die Brust im Schnee ein.

Ueber Innsbruck und den Brenner, auf des Kaisers Straße, ritt Rot nach siebzehn beschwerlichen Reisetagen in Venedig ein. Staunend sah er da zum erstenmal Löwen, Papageien und mancherlei wunderliche Fische. Auch die vielen Schiffe, so groß wie „mchtige Hüser“, erregten seine Neugierde.

Eine Galeere brachte Rot und achtzig andere Pilger in einmonatlicher Meerfahrt an das ersehnte Gestade. Da wurden etliche der Pilger von den „Heiden“ geschlagen und gar übel behandelt. Weil Pferde und Waffen den Pilgern im Gebiete des Sultans verboten waren, ging die Landreise nach Jerusalem auf Eseln vor sich. Im Hospital der Johanniter fanden die Reisenden Herberge und Zehrung, guten Wein und schmackhafte Eierkuchen.

Auf den Abend wurde die Schar in die Grabeskirche eingelassen, wo sie mit Gebet und Gesang bei verschlossenen Thüren die Nacht zubrachte. Um Mitternacht wurde Hans Rot und sieben seiner Gefährten in feierlicher Weise die Ritterwürde erteilt, eine Ehrung, die nicht weniger galt als der bei einer Krönung oder auf dem Schlachtfeld erworbene Ritterschlag.

Über Cypern und Venedig wandte sich Hans Rot auf dem nämlichen Weg seiner Vaterstadt zu. Der Frühling hatte ihn ausziehen sehen; den Heimkehrenden grüßte das bunte Herbstlaub der Jurawälder.

Dank des zu Jerusalem erworbenen Ritterschlages saß fortan Hans Rot als ebenbürtiger Genosse der Edelleute im Rat. Wenige Jahre nach seiner Jerusalemreise wurde er zum Bürgermeister gewählt. Getreu dem Rittergelöbniß, das er an ferner Stätte getan, diente er mit Umsicht und Tatkraft in der schweren Zeit des Armagnakenkrieges seiner Vaterstadt.

Wie Hans Rot, so hat auch dessen Sohn, Peter Rot, 1453 eine Pilgerfahrt nach Palästina unternommen und seine Erlebnisse in dem noch erhaltenen Reisebüchlein des Vaters niedergeschrieben.

120. Die erste Messe.

Wie freuen sich die Kinder, wenn am 27. Oktober das Martinsglöcklein die Basler Messe einläutet. Da gibt es auf dem Barfüßerplatz und am Riechenring gar vieles zu schauen: Karuffels, Buden und Zuckerwarenstände! Ja, die Messe ist eine rechte Volksbelustigung.

Früher war sie vor allem ein wichtiges Geschäft. Nicht jede Stadt durfte Messen abhalten. Im deutschen Reich, zu dem Basel damals zählte, bedurfte es dazu einer Bewilligung des Kaisers.

Nun war Basel von jeher eine wichtige Handelsstadt. Ihre Kaufleute hätten schon lange gerne eine Messe gehabt. Denn eine solche brachte viele Fremde und Käufer in die Stadt und damit schönen Verdienst und Gewinn.

Im Auftrag der Stadt ritt darum ihr Bürgermeister im Sommer 1471 nach Regensburg, wo der Kaiser mit Fürsten und Räten einen Reichstag hielt. Gegen viel Geld und gute Worte

wurde Basels Wunsch erfüllt. Wie freuten sich die Bürger, als sie den kaiserlichen Pergamentbrief sahen, an dem an rotseidener Schnur das große Reichsiegel hing! Hatten sie doch jetzt das Recht, auf ewige Zeiten im Frühling und im Herbst eine Messe abzuhalten.

So kam denn auch schon im Herbst 1471 die erste Basler Messe zustande.

Im Kaufhaus, in der „Mücke“ und in verschiedenen Zunft-häusern lagen die Waren zum Verkauf aufgestapelt. Auf den Marktplätzen wurden Buden und Stände aufgestellt. Selbst im Hofe des Rathhauses standen solche „Meßhäuslinen“ und Verkaufsstände. Da drängte überall die kauflustige Menge herzu. Drei Ratsherren wachten darüber, daß rechtes Maß und Gewicht gegeben ward.

Auch andere Vorbereitungen traf der Rat. Die Stadtwache wurde verstärkt. Nur drei Stadttore durften während der Messe offen bleiben. Denn leicht konnten sich mit den vielen Fremden schlimme Gesellen einfinden. Darum ritten auch draußen vor der Stadt auf den Landstraßen bewaffnete Stadtknechte hin und her zum Schutze der Messebesucher.

Aber auch für Belustigungen sorgte der Rat. Er veranstaltete auf den Matten vor dem Steinentor ein Wettlaufen für Männer und Frauen. Sieger und Siegerin bekamen ein buntes Baumwolltuch.

In der Safranzunft endlich war ein „Glückshafen“ aufgestellt, bei dem Geld und silberne Becher verlost wurden.

Die zweite Messe, im Frühling, blieb nur wenige Jahre in Übung. Die Herbstmesse aber hat sich bis auf unsere Zeit erhalten, und jedes Jahr rufen fecke Basler Buben am Sabinentag:

D'Mäz lytet y!
Wär mer nyt fromt,
däm schlo-n-i d'Schyben y!

121. Hochmut kommt vor dem Fall.

Im fünfzehnten Jahrhundert lebte zu Basel Hans Jungermann. Sein Vater war als bescheidener Krämer aus dem Elsaß

eingewandert und hatte es in seiner neuen Heimat zu großem Wohlstand gebracht.

Das Erbe des Vaters wußte Hans Jungermann durch seinen Handel mit Tuch und Eisen derart zu mehren, daß er bald als einer der reichsten Stadtinsassen galt. Er wurde Ratsherr und bekleidete schließlich das Amt des Oberstzunftmeisters, nächst dem Bürgermeistertum die höchste Würde, welche die Stadt zu vergeben hatte.

Aber sein Reichthum und bürgerliches Ansehen genügten ihm nicht. Hochmütig ging er darauf aus, sein Geschlecht zu noch größeren Ehren zu bringen. Seinen einzigen Sohn, Hans Ulrich, der im Begriffe war, Geistlicher zu werden, wollte er zum Edelmann machen. Er nahm ihn aus der Schule, kaufte ihm einen Hengst und ließ den Jüngling nach Art der Stuzer in Seide und Samt einhergehen.

Das war dem Krämersohn zuwider. Statt ritterlicher Übungen betrieb er mit seinem Roß einen Holzhandel.

Da führte ihn der Vater mitwilligen Gassenjüngern zu. In deren Gesellschaft sollte er adelige Lebensart lernen. Aus Überdruß wurde Hans Ulrich liederlich und schlecht und kam in das Gefängnis. Verdorben, als Müßiggänger, lebte er nachher dahin. Zulezt war er Trabant im Dienste des Grafen Heinrich von Fürstenberg. Mit diesem zog er 1499 auf Seite der Österreicher in den Kampf. Neben seinem Herrn, der als einer der ersten fiel, kam Hans Ulrich im Dornacher Feld um.

Nun brauchte man ihn nicht mehr zum Ritter zu schlagen. Er war, wie es spöttlich hieß, von den groben Schweizern „*ritter = zu = tot*“ geschlagen worden.

122. Ein Reisläufer.

Reisen bedeutete im Mittelalter in den Krieg ziehen. Wer bewaffnet ausrückte, war ein Reifiger. Das Reisläufen, d. h. das Laufen in fremde Kriegsdienste um schnöden Geldes willen, wurde eine schlimme Sitte der Eidgenossen. Auch mancher junge, kräftige Basler ließ sich dazu verleiten. Wohl verbot es die Obrigkeit strenge; aber immer wieder fanden sich solche, die Jugend und Leben leichtsinnig hingaben.

So war es auch bei der berühmten Verteidigung der italienischen Stadt Forlì im Jahre 1499. In der Besatzung dieser Stadt diente neben andern Baslern ein frisches, junges Blut, Meister Eberhard, des Schmieds, Sohn. Der väterlichen Schmiede in der Spalen und seinem ehrlichen Handwerk hatte er den Rücken gefehrt und war mit Gleichgesinnten, die Hellebarde auf der Schulter, über die Alpen gezogen, um im sonnigen Italien als Söldner zu dienen.

Eines Abends saßen diese Basler Reisläufer mit andern Kriegsgesellen lustig bei feurigem Wein und Würfelspiel beisammen. Der Schmiedssohn prahlte mit seinen schon erworbenen Reichthümern. übermütig ließ er seine vierundzwanzig Golddukaten auf dem Wirtstisch klappern und tat mit seinen Fingerringen und der funkelnden Halskette groß.

Am andern Tag stürmte der Feind gegen die Stadtmauern. Kühn wagte die Besatzung einen Ausfall und trieb mit Hieb und Stich den Gegner zurück. Da streckte ein Schuß den Schmiedssohn nieder. Schwer verwundet, retteten ihn gute Kameraden nach der Stadt hinein. Doch kein Feldscher konnte dem jungen Basler mehr helfen. Einen Tag nach dem Kampfe starb er. „Nackt und bloß“ ward er in fremder Erde verscharrt. Reisläuferschicksal!

123. Der erstgeborene Eidgenoß zu Basel.

Der 13. Juli des Jahres 1501 war Basels großer Tag. An jenem Tage wurde unsere Stadt in den Schweizerbund aufgenommen.

Beim Aeschentor begrüßten die jungen Baslerknaben mit dem hellen Ruf: „Wie Schweiz Grund und Boden und die Stein in der Befest!“ die am Vorabend einreitenden schweizerischen Gefandten.

Jubel und Freude erfüllten die festlich geschmückte Stadt. Reich und arm tat sich gütlich. Da piff und klang es von der Musik der Spielleute, die aus der ganzen Schweiz zum Feste herbeigeströmt waren. Und wie lachte das Volk ob den Späßen der Gaukler, unter denen sich besonders der dicke Berner Stadtnarr Gutschenkel hervortat.

Feierlich ernst aber vollzog sich der Bundesschwur am Kaiser-Heinrichs-Tag, dem Festtag des Basler Schutzheiligen. Nach weihewollem Gottesdienst im Münster ging's in glänzendem Zug hinunter auf den Marktplatz zur Eidesleistung. Mann an Mann stellte sich dort die festlich gekleidete Bürgerschaft mit den farbigen Zunftbannern auf. Neben den Vätern die Söhne, die über vierzehn Jahre alt waren. Unter freiem Himmel verlas man den Bundesbrief und schwur gegenseitig.

Dann hob man an, Freude zu läuten, und der dröhnende Klang aller Rathsglocken und Kirchenglocken verkündete weithin die ewige Bruderschaft mit den Eidgenossen.

Am diesem denkwürdigen Tag wurde dem gelehrten und berühmten Buchdrucker Johann Froben sein Sohn Hieronymus geboren. Der Stadt und dem Vater zu Ehren beschloßen die eidgenössischen Gesandten, das Knäblein aus der Taufe zu heben. Als der erste in Basel geborene Eidgenosß wurde der Täufling in Begleitung von Trommlern und Pfeifern durch die fröhliche Menge zur Kirche getragen.

Gleich seinem Vater wurde Hieronymus Froben später ein berühmter Druckerherr. Sein Grabmal ist heute noch im kleinen Kreuzgang hinter dem Münster zu sehen.

124. Hans Bär.

Eine Seitenwand des Rathhausturmes ist mit dem überlebensgroßen Bilde eines Kriegers geschmückt. Stattlich steht er da in seinem blanken Harnisch, und mannhaft hält die Rechte das Basler Banner. Die Gestalt stellt den Gewandmann Hans Bär dar. Als Fähnrich zog er 1515 mit den Baslern nach Italien ins Feld. In der furchtbaren Schlacht bei Marignano zerschmetterte ihm eine Stückugel beide Schenkel. Todwund sank er nieder. Da er das Feldzeichen nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, riß er das seidene Bannertuch vom Schaft und übergab es dem ihm beistehenden Mitbürger Georg Werlin. Dieser barg es in seinem Wams und brachte es glücklich nach der Heimat zurück. Der heldenmütige Hans Bär aber blieb bei den Baslern in ehrenvollem Andenken.

125. Soldatentreue.

Unter den Baslern, die tapfer bei Marignano fochten, befand sich auch der angesehene Metzgermeister Hans Lüzelmann. Aus dreizehn Wunden blutend, sank er schließlich ohnmächtig nieder und lag die ganze Nacht unter den Erschlagenen auf der Walfstatt.

Mit dem anbrechenden Tag kam er wieder zum Bewußtsein. Er sah um sich und entdeckte in seiner Nähe einen andern Verwundeten, der sich auf die Knie aufrichtete. Aus dessen Zurufen erkannte er in dem Krieger ebenfalls einen Basler, einen Schleifer aus Kleinbasel.

Mit Anstrengung all ihrer Kräfte gelang es den beiden Männern, allmählich zueinander zu kriechen. Lüzelmann, seines Wamses und der Schuhe beraubt, vermochte sich nicht, halbnackt und barfuß, durch das Gestrüpp und Gedörn zu schleppen.

Da legte der weniger verwundete Schleifer sein breites Schweizerschwert unter und schleppte den Waffengefährten mit sich. Nach hängen, mühseligen Stunden gelangten beide zum Lager der Ihrigen. Mit Frohlocken wurden die Verlorengeglaubten von ihren Landsleuten begrüßt.

Durch den großen Blutverlust kraftlos geworden, mußte Lüzelmann von den Seinen in einer Sänfte nach Basel gebracht werden. Seine untröstliche Hausfrau hieß er guten Mutes sein und ließ sich auf einem Sessel in das Rathhaus tragen, um den Ratsherren über den Hergang der unglücklichen Schlacht zu berichten.

126. Bürgermeister Wettstein auf dem Friedenskongress.

Es war zu Ende des dreißigjährigen Krieges. In den deutschen Städten Münster und Osnabrück saßen Gesandte aller Länder, um endlich den Frieden herzustellen. Zu diesen Verhandlungen zog im Dezember 1646 auch Bürgermeister Rudolf Wettstein im Auftrage seiner Vaterstadt und der Eidgenossen.

Mit seinem Söhnlein, einem muntern, vierzehnjährigen Jungen und drei Begleitern fuhr er zu Schiff den Rhein hinunter bis nach Wesel. Von dort ging es auf schlechtem Weg durch das ver-

wüftete Land. Voran der Herr Bürgermeister auf einem Rößlein, nebenher der Standesreiter. Hinterdrein ein Fuhrmann mit einem schlechten Bauernwagen, den zwei Ackergäule zogen. In dem Karren saßen auf dem Gepäck außer dem Sohn Wettsteins sein treuer Diener „Giggis-Hans“ und der dritte Begleiter. So hielt der schweizerische Gesandte seinen Einzug in Münster. Wie unscheinbar gegenüber den andern Gesandten mit ihrem Prunk an Pferden, Kutschen und Dienerschaft.

Ebenso bescheiden wie der Einzug war auch Wettsteins Wohnung und Unterhalt. In Osnabrück nahm er bei einem Wollweber Quartier. Nächst der Haustür lag sein Zimmer, das kurz zuvor noch von allerlei „Hausvichlin“ besetzt gewesen war. Das kostbarste Stück des Hausrates war ein rauchiger, eiserner Ofen, der meist nur mit Stroh geheizt wurde und auch dazu dienen mußte, die aus der Herberge geholten Speisen aufzuwärmen.

In dieser dürftigen Behausung empfing Wettstein eines Tages den Besuch des schwedischen Gesandten Salvius, der mit zwei vergoldeten Kutschen und mehr als zwanzig Bedienten erschien. Wettstein geleitete seinen hohen Gast in das armselige Wollweberstüblein. über den weiteren Verlauf des Besuches erzählt der Bürgermeister drollig selbst:

„Daselbsther habe ich den Herrn vermahnet, auf einen Sessel niederzuzißen, so nebenzu nur eine Lehne und ein blau, alt schmutzig Wullenweberkissli aufgehabt, dadurch die Flocken und etliche Federn herausgeschaut, welchen Apparat er ziemlich ins Gesicht gefasset, vor und ehe er sich recht bequemen wollen. Darüber ich auch meine Stell auf einem Sessel mit drei Beinen, so dieser Landen sehr gemein sein, unterher eingenommen. Es sind Ihro Excellenz dick und schwer von Leib und haben sehr übel auf dem Holze gesessen; wie sie denn solcher etliche Mal gerutscht. Aber weil der Boden, so von Eichenbrettern belegt, so uneben und gebuckelt ist, daß einer kaum darauf gehen konnte, so hat es sich nirgend schicken wollen, sondern es sind nie mehr als zwei Füß vom Sessel, der gleichwohl vier gehabt, zum Boden zu bringen gewesen; und hat er also halber sitzen und halber schweben oder gigampfen müssen. Zwar hat er mich, der in Angsten war, ziemlich wieder getröstet.“

Wettstein schämte sich seiner sehr bescheidenen Verhältnisse nicht. Wertvoller als äußerer Glanz war ihm die Lösung seiner schweren Aufgabe. Dazu verhalfen ihm seine Klugheit und Beharrlichkeit. Als er nach einem Jahr in die Heimat zurückkehrte, brachte er ein überaus wichtiges Schriftstück mit: „Die feierliche Anerkennung der Unabhängigkeit der Schweiz!“



127. Auf der Rheinbrücke.

Im kalten Winter vor hundert Jahren,
da sind der Miierten Scharen
zu Basel über die Brücke gekommen —
die Erlaubnis haben sie sich genommen.

An der Brücke, da stand ein kleines Mädchen,
in der Bärentatze das Federnlädchen,
auf dem Weg zur Schul, im Gedräng und Gedrück
konnt es nicht vorwärts mehr, noch zurück,

vor lauter Soldaten, die kamen und kamen
und an jenem Tage kein Ende nahmen,

mühd marschierende Musketiere,
prächtig blinkende Kavaliere,

Preußenhusaren, und dann die Kosaken
mit funkelnden Lanzen, bunten Schabraken
und wilden Gesichtern wie Feuerbrände,
und Hurra schrien sie ohne Ende.

Hatten sich alle erholt von den Schlägen
und zogen nun siegesgewiß entgegen
dem bösen Tyrannen Napolium,
das Mädchen beschaute sie staunend stumm.

Und der Lällenkönig am Brückentor
streckte die blecherne Zunge hervor. —
Gelächter prasselte vorn durch die Reihen,
stärker noch als das Hurraschreien.

Und das Münster schaute schwarz hernieder
und die friedlichen Häuser, gepudert und bieder,
und droben, am Rheinsprung, im blauen Haus,
gingen Monarchen ein und aus.

War das ein Schmettern und Fußgestampf
im Brückenschnee und Stromgedampf,
ein Säbelfirren, Kommandoschwirren,
das Mädchen wollte sich fast verwirren.

Und vergaß die Suppe zu Haus und die Puppen,
dachte und sah nichts mehr als die Truppen,
die da durch die klirrende Kälte zogen
über die knirschenden Brückenbogen.

Daheim aber bangten sie voller Sorgen,
schon war vergangen der ganze Morgen,
und nun gar vorüber das Mittagessen —
wo steckte das Mädchen nur unterdessen?

Vater und Knecht, das Kind zu suchen,
machten sich auf mit Eifer und Fluchen,

fanden es endlich halb erfroren
in einem Brückenwinkel verloren.

Haben es gleich untern Mantel genommen,
Abend war's, als man heimgekommen;
da gab's Gottlobs! und Serjeminehs!
nebst ein paar Tassen Kamillentees.

Und zu Bette mußte es ungesäumt,
wo es weiter von den Soldaten geträumt:
von den müd marschierenden Musketieren
und den prächtig blinkenden Kavaliern,

von den Preußenhusaren und den Kosaken
mit funkelnden Lanzen, bunten Schabracken.
(Einen Schnupfen hat's d a v o n aufgelesen,
und ist meine Großmama gewesen.)

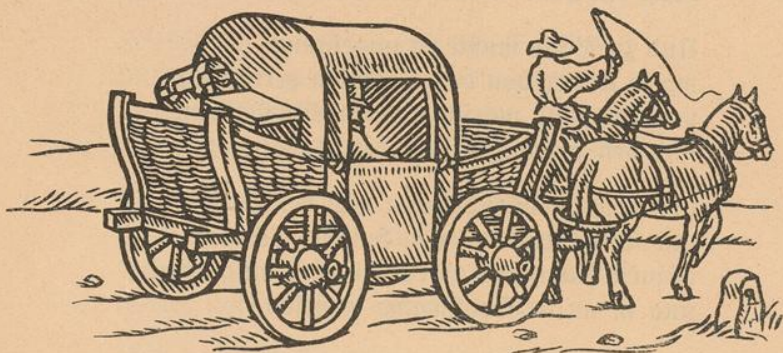
128. Vom Reisen in alter Zeit.

Wie gut wir's doch haben heutzutage! Vor dem Hause setzen wir uns in den Tram, fahren zum Bahnhof, lösen für etwas Geld ein Billett, steigen in den Zug, und los geht's nach Olten und Luzern oder geradewegs dem Vierwaldstättersee entlang und durch den Gotthard nach Lugano und Mailand!

Wenn das eure Ur- und Uurgroßväter sähen! Die Hände würden sie vor Staunen und Entsetzen vor der Brust zusammenschlagen. Herseh, in einem Tag von Basel bis nach Mailand, trotz dem weiten Wege, trotz den hohen Bergen, trotz Eis und Schnee! Ja, ja, damals, als noch die Mauern die Stadt umzogen, da war das Reisen eine große Sache, und nur wer einen wohlgefüllten Beutel Geldes besaß und über eine gute Spanne freier Zeit verfügte, durfte es wagen, wenn er nicht der Geschäfte wegen reiste. Fast als Wundertier galt, wer von sich sagen konnte, er habe die Kirchen und Paläste Italiens oder gar echte afrikanische Palmen geschaut.

Die Eisenbahn schnaubte nicht auf eisernem Schienenstrang durch die Lande, fuhr nicht auf luftigen Brücken über abgrundtiefe

Bergtäler und rollte nicht durch dunkle Tunnel. Von Pferden gezogen holperte damals der Postwagen über die meist schlecht gepflegten Straßen. In seinem Innern saßen gedrängt und gerüttelt die Reisenden, und auf seinem Boock trieb der Postillion mit langer Peitsche die Pferde zu rascherem Lauf und schmetterte auf dem Horn seinen übermut in die Welt hinaus.



Durch gar manchen Aufenthalt wurde solch eine Reise verzögert. Von Zeit zu Zeit mußten die ermüdeten Pferde auf einer Poststation durch frische ersetzt werden. Bei Regenwetter kam es vor, daß der Wagen im tiefen Kot des aufgeweichten Weges nicht mehr weiter kam. Oder es brach gar ein Rad, mürbe geworden von all den tausend Puffen und Stößen der holperigen Straßen, und mußte ersetzt werden durch das „fünfte Rad am Wagen“, das man für solche Unglücksfälle stets mit sich führte.

Doch war's nicht genug damit. Wo wir jetzt frei und unbelästigt durch unser Schweizerland fahren, da gab es einstmal's Schranken aller Art. Da hemmte ein Schlagbaum an der Grenze jedes Kantons die Fahrt und erhob sich erst nach Entrichtung des Zolls. Das Überfahren mancher Brücke kostete den Brückenzoll, die Einfahrt in die Stadt den Stadtzoll, und seines Weges ging und fuhr man nur nach der Abgabe des Wegzolls. Und dazu gab's in unserm kleinen Ländchen noch mancherlei Geld: die Basler hatten ihren Basler-, die Berner ihren Bernerbaken usw.

Doch noch schlimmere Aufenthalte gab es: freche Überfälle durch allerlei kühne Wegelagerer, die den Koffen in die Zügel

fielen, die Taschen und Koffer der Reisenden durchsuchten und rasch, wie sie gekommen, wieder verschwanden.

Und nun gar eine Reise nach Italien! Da ging's mit der berühmten Gotthardpost auf vielfach gewundener Straße vom Vierwaldstättersee hinauf ins gefürchtete Gebirge und über die Teufelsbrücke in der Schöllenen. Die Reisenden atmeten auf, wenn sie ohne Anfall den sonnigen Tessin betreten durften.

Doch am Abend lud das stattliche und behagliche Gasthaus die müde gerüttelten Gäste zu Speisung und Ruhe ein. Viele dieser Gasthäuser stehen heute verwaist und mit leeren Räumen da. Die Eisenbahn saust daran vorüber und läßt sie abseits liegen und verkümmern. Schade um sie, die behägigen Zeugen früherer Zeit!

In den schlichteren Herbergen fanden sich auch Handwerksburschen ein, die auf Schusters Rappen die Welt durchzogen, arbeitend und wandernd, wie es ihnen einfiel und wie's das Schicksal wollte. Von gar mancherlei Fahrten und Abenteuern wußten sie zu erzählen, die ihnen begegnet waren zwischen Basel und Hamburg oder gar Paris; von seltsamen Gebräuchen, wunderlichen Reimen und Tadeln, die sie hinter Werkbank und Wirtstisch vernommen hatten, sie, die damals Buch und Zeitung für viele waren. Was wunders, wenn sie dann zuweilen den Mund etwas voller nahmen und von Dingen berichteten, die ihr Auge nicht gesehen, ihr Ohr nie gehört hatte.

Ja, ja, die „gute, alte Zeit“! —

Und doch, wer wäre wohl zufrieden, käme sie wieder? Wäre es uns wohl nicht gar zu eng in den schmalen Gäßchen, hinter den finsternen Mauern und Türmen, unter den vielerlei Vorschriften und Erlassen der hohen Obrigkeit und der ganzen Enge und Beschränktheit jener Zeit?

129. Aus der guten, alten Zeit.

Es melden Bücher und Sagen
so manches Wunderding
von einem gelben Wagen,
der durch die Länder ging.

Die Kutsche fuhr — man denke —
des Tags drei Meilen weit
und hielt vor jeder Schenke. —
O gute, alte Zeit!

Es ward von den Passagieren
zuvor das Haus bestellt.
Sie schieden von den Thren,
als ging's ans End der Welt.
Sie trugen die Louisdore
vernäht in Stiefel und Kleid,
im Sack zwei Feuerrohre. —
O gute, alte Zeit!

Oft, wenn die Reisegenossen
sich sehnten nach Bett und Wirt,
da brummte der Schwager verdrossen:
„Boß Bliß! Ich hab mich verirrt!“
Von fern her Wolfsgeheule,
kein Obdach weit und breit;
es schnaubten zitternd die Säule. —
O gute, alte Zeit!

Auch war es sehr ergötzlich,
wenn mit gewaltigem Krach
in einem Hohlweg plötzlich
der Wagen zusammenbrach.
War nur ein Rad gebrochen,
so herrschte Fröhlichkeit.
Mitunter brachen auch Knochen. —
O gute, alte Zeit!

Der Abenteuer Perle
war doch das Waldwirthshaus.
Es spannten verdächtige Kerle
die müden Schimmel aus.
Ein Bett mit Federdecken
stand für den Gast bereit;

das zeigte blutige Flecken. —
O gute, alte Zeit!

Und waren der Gäste Hundert
verschwunden im Waldwirthshaus,
dann schickte der Rat verwundert
berittene Häscher aus.

Die Leichen wurden gefunden,
bestattet und geweiht,
der Wirt gerädert, geschunden. —
O gute, alte Zeit!

130. Hansjakobs Erdenfahrt.

1. Bald Hundert Jahre war es her, daß Hansjakob von seiner lieben Stadt Basel hinaufgehoben worden war in die anmutigen Gefilde des Himmels, und bisher hatte ihn dieser Tausch auch nicht einen Tag gereut. Wie er aber nun eines Tages so saß und darüber nachsann, wie lange es eigentlich schon her sei, daß er seine Vaterstadt verlassen, überkam ihn auf einmal übermächtiges Heimweh nach ihr. Und als der liebe Gott gerade vorüberging, sah er in seiner Weisheit, daß den Hansjakob etwas bedrückte, und gütig fragte er ihn, was ihn denn bekümmere. „Ach Herr“, erwiderte Hansjakob, „Du weißt ja, wie töricht wir Menschenkinder sind, und so ist über mich ein gar mächtiges Verlangen gekommen, meine irdische Heimat wieder einmal zu sehen.“ Da lächelte der liebe Gott und gab Hansjakob die Erlaubnis, den hundertsten Tag seines Abschiedes von der Welt in Basel zu verbringen.

2. Als nun der Tag herangekommen war, fiel Hansjakob in einen tiefen Schlaf, und als er daraus erwachte, erkannte er, daß er mitten auf einer Brücke stand, die über einen breiten Strom führte. Wie er nun seinen Blick erhob, lief ein glückliches Lächeln über sein faltenreiches Gesicht; denn sogleich hatte er das alte Wahrzeichen der Stadt, das Münster mit der Pfalz, erkannt. Er wußte nun, daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen war und er in seiner Vaterstadt weilte. Wie er aber seine Hände auf die Brüstung der Brücke legte, wurde er gewahr, daß das nicht die

alte Brücke mehr war, über die er so manches Mal ins „mindere Basel“ geschlendert war.

Wo einst sein Fuß über holperige Bretter gegangen war und kraftvolle Pferde die schwere Last hoch beladener Frachtwagen unter dumpfem Gepolter über ein Gewölbe mit starkem Holzbelag gezogen hatten, breitete sich harter Stein aus. Statt über das gebrechliche Holzgeländer, lehnte sich jetzt Hansjakob über die granitene, schön durchbrochene Brüstung der Brücke und warf einen Blick hinab auf den Strom. Wahrhaftig, die Pfeiler aus wetterhartem Eichenholz waren auch nicht mehr da! Die Wellen schäumten um helle, granitene Pfeiler. Und das Käppeli war auch nicht mehr ganz das alte! Verschwunden waren auch die großen, steinernen Ruhebänke, die durch ihre Last die alte Brücke im Kampf gegen Wogenprall und Eisgetriebe unterstützt hatten. Schön war sie ja, die neue Brücke, die sie da gebaut hatten, breiter und auch stärker, gewiß; aber es war nicht mehr seine, Hansjakobs liebe, gute, alte Brücke, wie sie in seinen Gedanken lebte.

Und was war das? Dort schlug ja noch eine Brücke ihre mächtigen Bogen über die Flut und stromabwärts gar eine dritte. Verwundert staunte der Erdengast das alles an, ertrug geduldig die Prüffe, die er von den vorbeistürmenden Leuten erhielt, und wußte nichts zu tun, als immer wieder den Kopf zu schütteln ob all dem, was er sah.

Wie er nun über die Straße wollte, schreckte Hansjakob heftig zurück vor dem schrillen Ruf einer Glocke, die ein Mensch erschallen ließ, der auf einem Gestell mit zwei Rädern davonsauzte und mit den Beinen unaufhörlich zappelte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ihm Hansjakob nach und überhörte ganz das immer ärgerlichere „Tuh, Tuh!“ Das kam von einem Ungetüm her, das sich fast lautlos auf wulstigen Rädern heranzwälzte, und in dessen Leib es unaufhörlich ratterte und knatterte. „Tuh, Tuh!“ Entsetzt sprang der arme Erdenpilger zur Seite und schaute sprachlos dem Wagen nach, der davonrollte, ohne daß Pferd und Kutscher zu sehen waren.

Ängstlich schweiften seine Blicke umher. Wie anders doch alles geworden war! Vergeblich schauten seine Augen aus nach dem trotzigen Rheintor, das dereinst den Eingang ins große Basel be-

wacht, und über dessen Torbogen der Lällenkönig die Daherkommenden auf seine derbfrohliche Weise begrüßt hatte. Und wo einst die Schiffsleutenzunft sich aus dem grünen Rheinwasser erhob, dehnte sich ein weiter Platz, hinter dem ein breitschultriges Gebäude in den Himmel stieg. Nirgends war ein Haus, das ihn als alten Bekannten begrüßt hätte. Fremde Gesichter schauten ihm allwärts entgegen! Aufgejauchzt hätte er fast vor Freude, als ihm oberhalb der Brücke am Rheinsprung die Universtität zu Gesichte kam. Schön war er ja gewißlich nicht, der alte Kasten, aber ihm kam er vor wie ein liebes Gesicht, das man schon lange nicht mehr gesehen hat, das man in Gedanken mit sich umhergetragen, und das nun in Wirklichkeit uns entgegenschaut. Auch die Martinskirche, das weiße und das blaue Haus hoch über dem grünen Ufer begrüßte er freudig.

3. Mutig wanderte Hansjakob gegen die Eisengasse. Etwas wie frohe Dankbarkeit stieg in seinem Herzen auf, als er sicher vor den vielerlei Gefährten auf dem Trottoir dahinschritt. Mit Schrecken dachte er daran, wie er sich oft als Bube durch die enge, finstere Gasse hindurch mühsam vom Marktplatz zur Brücke gerettet hatte, durch das Gedränge der Wagen, damals, als nur eine Straße zur einzigen Brücke weit und breit führte!

Hansjakob kam zum Marktplatz. Hätte er gekonnt, er hätte die Augen noch weiter aufgerissen. Das war der Marktplatz! Dieser weite, mit zierlichen Steinen gepflasterte Platz, sein alter Marktplatz? Nimmermehr! In fremdartiger Gestalt erhoben sich rings die Häuser, erschreckend hoch. Selbst das alte Rathhaus zeigte nicht mehr das altvertraute Antlitz. Es stand viel breiter und größer da und hatte sogar einen hohen Turm bekommen. Aber schön und weit war dieser neue Marktplatz; da konnte die Sonne herrlich ins Herz der Stadt hinein leuchten. Das war etwas anderes als das enge, unebene Plätzlein von früher. Hier mußte es eine Freude sein, an den sauberen Ständen Gemüse und Blumen einzukaufen. Trotzdem bemächtigte sich seiner ein Gefühl gänzlicher Verlassenheit. Seine an himmlische Ruhe gewöhnte Seele wurde verwirrt von all dem Getriebe, und sehnlich wünschte er das Ende dieses Erdentages herbei. Mit Mühe und Not rettete er sich vor den großen Fensterwagen, die auf eisernen Schienen

dahinrollten, auf die andere Seite der Straße und stieg müde den Spalenberg hinan, froh, wenigstens hie und da ein bekanntes Haus zu sehen.

Mehr um dem Stadtgetriebe zu entrinnen, als weil er Hunger oder Durst fühlte, ging er schließlich in eine kleine Wirtshaus. Aber wie fremd klang ihm alles, was sich da die Leute erzählten; und noch viel verlässener kam er sich vor. Und als er nun die Beche bezahlen wollte, da wies es sich, daß er kein Geld im Beutel trug. Vergeblich suchte er dem Wirte zu erklären, im Himmel hätte er eben kein Geld gebraucht. Der Wirt drohte ihm mit der Polizei, und nur Hansjakobs erschrockenes, ehrliches Gesicht brachte den Wirt zum Lachen. Er ließ den armen Tropf ziehen.

Ganz geknickt ging Hansjakob weiter. Jetzt hatte man ihn sogar noch für einen Schelmen gehalten, ihn, der seiner Lebtag nichts Böses getan! Was half's, daß er den Madelberg und Heuberg in fast unveränderter Gestalt wiedererkannte! Den Spalenschwibbogen hatten sie ja doch weggerissen, und vom inneren Graben konnte er keine Spur entdecken. Wo das alte, behäbige Kornhaus gestanden hatte, schaute ihm ein riesiger Bau entgegen. Er mußte sich nur wundern, daß die Bauersleute, die so fröhlich um den Stock des Brunnens in der Vorstadt tanzten, dies noch immer taten. Ihm jedenfalls war's nicht mehr drum, und mit heimlicher Freude sah er, daß auf dem Spalentor die Zeiger schon merklich vorgeückt waren.

Zwar war ihm hier vieles vertrauter. Manch altes Haus hatte noch dasselbe mächtige Dach wie früher, und ein wehmütiges Glücksgefühl wallte in Hansjakob auf, als er dort auch sein Geburtshaus wieder sah. Mit Gewalt zog es ihn nun auch zum Spalentor. O, wie so oft hatte er dort im Graben gespielt! Vor seinem Innern tauchten all die heimlichen Plätzchen und Örtchen wieder auf, wo er froh und glücklich gewesen. Tränen kamen ihm in die Augen vor all den süßen Erinnerungen. Armer Hansjakob, wie jäh fielest du aus deinem Träumen! Gelt, vergeblich suchtest du die altersgrauen, zinnengekrönten Mauern, den tiefen, geheimnisvollen Graben! Verschwunden auch sie; verschwunden dein Kinderparadies, dein Jugendtraum! — Mit Entsetzen sah Hansjakob noch, wie sich außerhalb des Tores die Stadt immer weiter

dehnte; so weit er blicken konnte, nichts als Häuser, Häuser, Häuser! Gab es am Ende auf der Erde überhaupt nur noch Häuser, keine Wiesen, keine Wälder und Felder mehr? Ihm graute. Ganz in sich selbst versunken, setzte er sich auf eines der Bänklein, die dort in der Anlage stehen.

4. Wie hatte er sich nach diesem Tag gesehnt, wie sich gefreut auf seine liebe, alte Vaterstadt. Ja, eben auf die alte! Und nun? In seinem Kopfe brauste es, vor seinen Augen tanzte wirr die Fülle des Gesehenen, und bleischwer wurden ihm seine Glieder. Nur einen Gedanken hatte er noch: Ruhe! Und sie ward ihm. Die Lider senkten sich über seine Augen, und er fiel in Schlaf.

Wie er daraus erwachte, siehe, da war er an seinem alten Platz im Himmel, und vor ihm stand der himmlische Vater und lächelte gütig, als wollte er sagen: Nun, wie steht's? Da fiel Hansjakob zu seinen Füßen nieder und sprach: „Gütiger Herr und Vater, Du nur, der Du in alle Herzen siehst, weißt, wie glücklich ich bin, wieder im Himmel zu sein. Gelöscht ist in mir die Sehnsucht nach dem Ort, der einst meine Heimat war, und der mich nun so ganz verändert und fremdartig anmutete. O, nimm mich wiederum auf in die Ruhe und den Frieden Deines göttlichen Reiches.“

So endete Hansjakobs Baselfahrt.

131. Bequeme Schiffahrt.

Ein Schiff mußte mehrere Stunden weit rheinaufwärts gezogen werden. Ein Handwerksbursche mit vollem Felleisen und einem Paar heraushangender Stiefel kam hindendrein und sagte: „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte? Was muß ich geben?“ Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Geselle war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn Ihr wollt im Schiff sitzen. Wollt Ihr aber ziehen helfen, nur sechs. Das Felleisen könnt Ihr in das Schiff werfen, es hindert Euch sonst nur.“

Der Handwerksbursche fing an zu rechnen: „Fünfzehn Kreuzer — sechs Kreuzer — sechs von fünfzehn bleibt neun.“ Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist,“ sagte er und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilen über die Achsel und half ziehen, was er nach

Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle,“ dachte er, „wenn ich nicht lässig bin.“ An Ort und Stelle angekommen, entrichtete er sechs Kreuzer Fährgehd — für die Erlaubnis mitzuziehen und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

132. Der Herr Stadtrichter.

In einer Stadt ging einmal ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu tun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei gewalttätiger Mann muß gewesen sein, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. „Wo geht Ihr hin so eilig?“ sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiderte ganz gelassen: „Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht.“ — „Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Längeweile herumgehen wollet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben.“ — „Das mag sein,“ fuhr der Bürger fort, „aber wo ich hingeh, weiß ich wahrhaftig nicht.“ Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Orte etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingeh, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängnis führen zu lassen.

Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Turm gehen werde, und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein geh?“

„Nein,“ sprach jetzt der Richter, „das sollt Ihr nicht.“ Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

133. Allerlei Schreibzeug.

Welch drolliges Bild! Da sitzt auf hohem Dreibein ein hagerer Mann vor seinem Pult. Eine Hornbrille mit großen Gläsern thront breit auf seiner Nase, und aus seiner rechten Hand steigt die Fahne einer großen Gänsefeder. Was er damit nur will? Doch nicht etwa schreiben! Wohl doch, denn dort steht ja das Tintenfaß, und da liegt ein Bogen, der mit dicken Buchstaben bemalt ist. Da ist auch das Büchlein, aus dem der Sand über das Geschriebene gestreut wird, um es zu trocknen.

Gute, alte Zeit! Was das für ein Schreiben war mit Federn, richtigen Vogelfedern! Was der Mann wohl sagen würde, wenn er uns schreiben sähe? Ihm kämen wohl unsere stählernen Schreibfedern genau so merkwürdig vor, wie uns sein mächtiger Kiel. Und erst die Füllfeder, die man samt der Tinte in der Tasche trägt, oder gar die Schreibmaschine. Da käme er aus dem Staunen ja gar nicht mehr heraus. Und doch erscheint uns das alles so selbstverständlich, als wäre es immer gewesen. Darum ist es gut, zeitweise ein wenig stillezustehen, um sich zu schauen und aus den Dingen, die uns alltäglich umgeben, zu lernen; zu lauschen, was sie sagen wollen vom schaffenden Menscheng Geist in alter und neuer Zeit.



134. Am Rhein.

Jede Stadt hat etwas, worauf sie besonders stolz ist. Wir Basler sind stolz auf unsern grünen Rhein.

Gibt es aber auch etwas schöneres, als an einem milden Sommerabend am oberen Rheinweg zu verweilen? über dir breiten die alten Linden ihre Äste aus. Der Duft ihrer Blüten erfüllt die Luft. In seinem Bette flutet der Rhein, ruhig und schön. Die Wellen rauschen und erzählen dir so mancherlei von weiter Fahrt, von ruhigem Fließen und jähem Sturz.

Am andern Ufer drüben steigen die Terrassen und Gärten wie Stufen aus dem Wasser empor. Sie tragen die alten, vornehmen Herrschaftshäuser, besonders das weiße und das blaue Haus, die hohen Gebäude der Lesegesellschaft und des Museums. Dort ragen über dem gelben Rechteck der Universität das hohe Chor und der Turm der St. Martinskirche in die Luft. Und über der Pfalz erheben sich aus dem Dunkel der Bäume die beiden Münstertürme in den hellen Himmel, so daß du das feine Gewebe ihrer Spitzen deutlich sehen kannst.

Bim, bam — bim, bam — wecken dich zwei Schläge aus dem Träumen. Halb neun Uhr schon! So leb denn wohl für heute, aber ein andermal plaudern wir wieder miteinander, mein lieber Rhein.

135. Was uns ein Rheinkiesel erzählen kann.

Weit, weit von hier ist mein Heimatort, droben im Alpenland. Dort wohnte ich auf unzugänglicher Bergeshöh am schwindelnden Abgrund, hoch über allen Menschen. Am Morgen, wenn unter mir das Thal im tiefsten Dunkel lag, streifte mich der erste Sonnenstrahl, und vor dem Untergehen schaute mich die Sonne noch einmal mit warmem Blick an. Wallende Nebel und finstere Wolken umfluteten mich, rasende Stürme umtosten mich, prasselnder Regen flatschte auf mich nieder, Schnee und Eis legten sich über mich.

Lange trotzte ich ihnen allen. Aber einst im Frühling zerschmolz über mir der Schnee, und das eisige Wasser umspülte meinen luftigen Sitz. Und als die Nacht mit unbarmherziger Kälte hereinbrach, erstarrte das Wasser zu Eis. Dieses machte sich

dabei so breit, daß ich bis zum äußersten Rand der Fluth geschoben wurde. Mit ganzer Kraft hielt ich mich am Eise fest. Doch als die Sonne kam, zerfloß das Eis, ich verlor den Halt und stürzte in die Tiefe. In mächtigen Sprüngen ging's hinunter, bis dahin, wo schon Hunderte und Tausende meiner Kameraden in langer Reihe auf einem Gletscher lagerten.

Nun begann meine Fahrt in die Welt. Langsam zwar, doch unaufhaltsam trug uns der breite Gletscherrücken abwärts ins Thal. Wie lange das gedauert haben mag, weiß ich nicht, denn was bedeuten für uns Steine auch die Jahrhunderte! Schließlich faßte uns ein wilder Bach. Bald glitten und stürzten wir abwärts in rauschender Fahrt, kopfüber, kopfunter. Bald ließen uns die Wasser gleichgültig liegen und schlängelten sich rauschend und schäumend zwischen uns hindurch. Natürlich ging's dabei nicht immer ohne Schmerzen ab. Wir Steine schlugen die Köpfe zusammen, daß die Stücke flogen, und nach und nach wurden alle unsere Ecken und Kanten abgestoßen. Endlich kamen wir in ein großes, ruhiges Wasser. Immer langsamer wurde die Fahrt, immer öfter folgten sich die Ruhepausen. Schließlich kam ich hierher, klein und glatt geschliffen, so daß du mich nicht mehr erkennen würdest, wenn du mich einst in den Bergen hättest sehen können. Was für ein trotziger, rauher Kerl war ich damals! Es war aber auch eine harte Schule, die mich in ihre Zucht genommen hatte. Wird dir wohl im Leben eine ähnliche beschieden sein?

136. Von Wolken und Winden.

Regenwetter! Grau der Himmel, soweit das Auge reicht. Nirgends auch nur ein blaues Fleckchen. Ein Wetter, so recht gemacht zum drinnen sitzen und sinnieren und träumen. Leise schlugen die Tropfen gegen die Fensterscheiben. Was sie dir wohl sagen wollen? Sie erzählen von ihrer Reise, ihrer Reise über Berg und Thal! Hör nur, was sie plaudern:

Weit, weit von hier lagen wir im riesigen Weltenmeer und schaukelten uns im Spiel der Wellen, bald ruhig und zufrieden, bald auffauchzend in toller Lust und Freude. Aber Sonnenglanz und Sonnenglut lockten uns empor in die reine Luft, und getragen

und getrieben von den Winden segelten wir im Himmelsblau. Länder glitten dahin unter uns, Dörfer und Städte, Wälder und blinkende Seen. Wo wir vorüberschwebten, legten sich finstere Schatten auf die Erde, die Blumen senkten ihre Köpfe, und die Blüten schlossen sich. Und wir spotteten der Sonne, die sich in unserer Wolke verfing und nur als trüber Schimmer hinunter zu den Menschen drang. Frecher übermut faßte uns, immer höher stiegen wir hinauf, der Sonne zum Trotz. Doch plötzlich überliefen uns kalte Schauer, ein eisiger Luftzug strich über uns dahin. Wir krochen näher zusammen, und das war unser Verhängnis. Die Luft vermochte uns nicht mehr zu tragen, und wir fielen und fielen, immer schneller und schneller, unaufhaltsam, bis auf die Erde, von der wir gekommen waren. Zu hoch hatten wir hinaus gewollt, dies war die Strafe.

So sprach der Tropfen, glitt langsam die Scheibe hinab und zerfloß.

137. Sonne und Wind.

Einmal stritten sich die Sonne und der Wind, wer von ihnen am stärksten sei. Sie kamen überein, derjenige solle dafür gelten, der einen Wanderer am ersten nötigen werde, den Mantel abzuliegen.

Sogleich begann der Wind zu stürmen, Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte; aber immer fester wickelte er sich in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte.

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Mit milder und sanfter Glut ließ sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter, die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte den Mantel nicht länger auf den Schultern zu ertragen. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Baumes, indessen die Sonne sich ihres Sieges freute.

*

Was nur vom Himmel kommt in gut und schlechten Tagen, Schnee, Regen, Sonnenschein, das muß die Erd ertragen.



138. Hinz und Runz.

H.: Was meinst du, Runz, wie groß die Sonne sei?

R.: Wie groß, Hinz? — Wie ein Straußenei.

H.: Du weißt es schön, bei meiner Treu!
die Sonne wie ein Straußenei!

R.: Was meinst du denn, wie groß sie sei?

H.: So groß, hör — wie ein Fuder Heu.

R.: Man dünkt kaum, daß es möglich sei:
Boztausend, wie ein Fuder Heu!

139. Vom Sternenhimmel.

1. „Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt?“ — Hast du auch schon versucht, die Sterne am Himmel zu zählen? Ja, wenn das nur so einfach wäre. Erst weiß man nicht, wo man anfangen soll, und kaum hat man irgendwo begonnen, so weiß man nicht mehr weiter. Ist jener schon gezählt oder nicht? heißt es jeden Augenblick.

Gib dir keine Mühe, mein Lieber. Sieh, selbst die Gelehrten wissen nicht, wieviele Sterne es gibt, und immer wieder entdecken sie neue. Siehst du jenen weißen Streifen, den wir Milchstraße nennen? Auch er besteht aus lauter einzelnen Sternen, doch sind sie so weit weg von uns, daß sie dir als weißes Band erscheinen. Wieviele mögen es nur sein?

Schau, dort kommt der Mond hinter den Häusern hervor. Silbernen fällt sein Schein über die Dächer. Man sieht ihn nur zur Hälfte. Wer würde glauben, daß das eine Kugel ist, fünfzigmal kleiner als die Erde? Etwa 160 Tagereisen ununterbrochener Fahrt hättest du mit dem schnellsten Zuge bis zu ihm hinauf. Aber du fändest dort keine Wälder und keinen Baum, keine Matten und keine Acker, keine Flüsse und keine Seen und auch kein lebendes Wesen. Alles liegt still, tot und starr; nicht einmal ein Lüftchen weht, weil es dort keine Luft gibt. Eisige Kälte herrscht auf dem der Sonne abgekehrten Teil, Gluthize zittert über der Hälfte, die du leuchten siehst. — Da bleibst du doch lieber auf der Erde, wo die Bäche und Wälder rauschen, die Wiesen grünen und das Bienchen von Blüte zu Blüte schwebt!

2. Wenn dir dein Lehrer oder dein Vater gezeigt hat, wie der Mond sich bewegt, so wirst du leicht begreifen, was Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel bedeuten.

Bei Neumond steht der Mond zwischen der Erde und der Sonne, aber nicht in schnurgerader Linie. Dann ist seine erleuchtete Hälfte gegen die Sonne gekehrt. Die Seite, die er uns zukehrt, ist finster. Deshalb sehen wir den Mond nicht. Bald erblicken wir aber einen schmalen Streifen, der jeden Tag größer wird. Der Mond nimmt zu.

Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte der erleuchteten Halbkugel oder der vierte Teil des Mondes, gegen uns im Licht ist.

Der Vollmond ist, wenn der Mond so steht, daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, wenn schon nicht in schnurgerader Linie. Dann können wir die ganze erleuchtete Hälfte sehen.

Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, die andere verfinstert ist. Dann nimmt der Mond ab, bis wieder Neumond ist.

Wenn aber der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie vor der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen. Wenn nämlich der dunkle Neumond schnurgerade zwischen die Erde und die Sonne hineinrückt, so können wir feinetwegen am hellen Tage die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz. Das nennen wir dann eine Sonnenfinsternis. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und den Mond hineintritt, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Das ist dann die Mondfinsternis.

Die Dunkelheit, die wir dann auf dem Mond sehen, ist nichts anderes als der Schatten der Erde. Alle Finsternisse können die Sternseher und Kalendermacher ein ganzes Jahr und, wer's verlangt, auf weiter hinaus vorherhersagen.

140. Trost.

Bald dank i: 's isch e bösi Zyt,
 und wäger, 's Änd isch nümme wyt.
 Bald dank i wider: loß es geh,
 wenn's gnuog isch, wird's scho anders cho.
 Doch wenn i näume-n-ane gang,
 und 's tönt mer Lied und Vogelsang,
 se main i fascht, i hör e Stimm:
 Bis z'friede! 's isch jo nit so schlimm.

141. Sprüche.

Zwischen heut und morgen
 liegt eine lange Frist.
 Lerne schnell besorgen,
 da du noch munter bist.

*

Mit einem Herren steht es gut,
 der, was er befohlen, selber tut.

*

Glaube nur, du hast viel getan,
wenn dir Geduld gewöhnest an.

*

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
dem bleiben die Füße unbedeckt.

*

Ein schönes Ja, ein schönes Nein —
nur geschwind! — soll mir willkommen sein.

*

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

*

Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
tu, was du willst, nur habe nicht recht.

*

Wohl unglücklich ist der Mann,
der unterläßt das, was er kann,
und unterfängt sich, was er nicht versteht;
kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

*

Willst du nichts Unnützes kaufen,
mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

*

Wer aber recht bequem ist und faul,
flög dem eine gebratne Taube ins Maul
er würde höchlich sich's verbitten,
wär sie nicht auch geschickt zerschnitten.

*

Die Nüsse gibt dir Gott, dazu die Zähn im Backen;
die Nüsse knackt er dir nicht auf, du mußt sie knacken.

*

Am Ende deiner Bahn ist gut Zufriedenheit;
doch wer am Anfang ist zufrieden, kommt nicht weit.